



ARNALDUR
INDRIÐASON

TÖDLICHE
ISLAND THRILLER **INTRIGE**

BRUNNEN
KASSEL
LUBBE

Arnaldur Indriðason

Tödliche

Intrige

Island Thriller

Aus dem Isländischen von

Coletta Bürling

luebbe digital

luebbe digital

Vorbemerkung:

In Island duzt heutzutage jeder jeden.

Man redet sich nur mit dem Vornamen an.

Dies wurde bei der Übersetzung beigealten.

Namen, Personen und Begebenheiten in diesem Roman sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind nicht beabsichtigt und rein zufällig Vollständige eBook-Ausgabe der bei Bastei Lübbe erschienenen Taschenbuchausgabe luebbe digital und Bastei Lübbe Taschenbuch in der Verlagsgruppe Lübbe © 2003 by Arnaldur Indriðason Titel der isländischen Originalausgabe: »Bettý«, erschienen bei Vaka-Helgafell, Reykjavik Für die deutschsprachige Ausgabe: © 2005 by Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG, Bergisch Gladbach

All rights reserved

Datenkonvertierung eBook:

Kreutzfeldt Electronic Publishing GmbH, Hamburg

www.kreutzfeldt.de

ISBN: 978-3-8387-0078-6

Sie finden uns im Internet unter www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

This was going to be such a lousy murder, it wouldn't even be a murder. It was going to be just a regular road accident, with guys drunk, and booze in the car, and all the rest.

James M. Cain

The Postman Always Rings Twice.

Ich habe zwar immer noch nicht ganz durchschaut, was eigentlich geschehen ist, doch zumindest weiß ich jetzt, welche Rolle ich in in diesem Stück gespielt habe.

Ich versuche die ganze Zeit, die Zusammenhänge zu begreifen, aber das ist alles andere als einfach. Mir ist beispielsweise nicht einmal klar, wann es seinen Anfang genommen hat. Ich weiß nur, wann ich eingestiegen bin. Ich weiß, dass mein Auftritt in dem Augenblick begann, als ich sie zum ersten Mal sah, aber vielleicht war meine Rolle in diesem merkwürdigen Komplott da schon längst beschlossene Sache gewesen. Lange bevor sie kam, um mich zu treffen.

Hätte ich etwas vorhersehen können? Hätte ich das, was da ablief, durchschauen und die Flucht ergreifen können? Jetzt, nachdem sich herausgestellt hat, wie alles inszeniert war, sehe ich, dass ich im Grunde genommen tatsächlich hätte wissen können, worauf es hinauslief. Ich hätte die Gefahr sehen müssen. Ich hätte viel früher begreifen müssen, was sich abspielte. Ich hätte ... ich hätte ... ich hätte ...

Seltsam, wie einfach es ist, Fehler zu machen, wenn man keinen Argwohn hegt. Und zu Fehlern werden sie eigentlich erst viel später, nämlich dann, wenn man die Zusammenhänge begreift: erst wenn man zurückblickt und sieht, wie alles vonstatten ging und weshalb und wozu. Ich habe Fehler gemacht. Ich bin in eine Falle nach der anderen getappt. In einige sogar wissentlich. Im Innersten wusste ich von ihnen und davon, wie gefährlich sie waren, aber ich wusste nicht alles.

Manchmal denke ich, dass ich in manche von ihnen wieder hineintappen würde, wenn ich wieder die Gelegenheit dazu hätte.

Man wird hier gut behandelt. Es gibt aber weder Zeitungen, Radio noch Fernseher, sodass ich keine Nachrichten erhalte. Und auch keinen Besuch. Mein Rechtsanwalt schaut ab und zu herein, in erster Linie, um mir klar zu machen, wie hoffnungslos mein Fall zu sein scheint. Ich kenne ihn nicht sehr gut. Er verfügt über große Erfahrung in Strafprozessen, gibt aber selber zu, dass er mit diesem Fall überfordert sein könnte. Er hat mit den Frauen gesprochen, die ich ausfindig gemacht habe, weil ich glaubte, dass mir das helfen würde, aber er bezweifelt es. Nur ein Bruchteil von dem, was sie unter Eid aussagen können, hat direkt mit der Sache zu tun.

Ich habe um Papier und Stift gebeten. Das Schweigen, das hier herrscht, umgibt mich wie eine Mauer. Alles verläuft in geordneten Bahnen. Zu festgesetzten Zeiten bringen sie mir etwas zu essen. Ich dusche täglich. Und dann kommen die Verhöre. Abends wird das Licht ausgeschaltet. Im Finstern mit all diesen Gedanken geht es mir am schlimmsten. Ich werfe mir vor, dass ich mich habe ausnutzen lassen. Ich hätte es voraussehen müssen.

Ich hätte es voraussehen müssen.

Und nachts, in der Dunkelheit, bricht dieses starke, tiefe Verlangen nach ihr über mich herein. Wenn ich sie doch noch ein einziges Mal treffen könnte. Wenn wir doch noch einmal zusammen sein könnten.

Trotz allem.

*

Ich kann mich nicht mehr erinnern, worum es bei dieser Konferenz in den Tagungsräumen der Universität genau ging. Ich erinnere mich nicht einmal an den Titel meines Vortrags, aber das spielt auch gar keine Rolle. Irgendetwas über die Verhandlungsposition der isländischen Fischereiwirtschaft in

Brüssel, irgendwas über die EU und unseren Fisch. Ich verwendete Powerpoint und Säulendiagramme. Ich weiß, ich wäre auch eingeschlafen.

Sie war dort. Sie kam etwas zu spät, und ich sah sofort, dass sie ... dass sie ganz einfach hinreißend war. Hinreißend von dem Augenblick an, wo sie den bereits verdunkelten Saal betrat. Von der Deckenbeleuchtung im Gang angestrahlt, glich ihr Auftritt dem einer Filmdiva. Sie scheute sich nicht, ihre Weiblichkeit hervorzukehren, im Gegensatz zu anderen Frauen; im Auditorium war beispielsweise eine Frau in einem gewöhnlichen Anorak, die ihre Beine über die Sitzlehne vor sich gelegt hatte. Die Frau am Eingang trug ein eng anliegendes Kleid mit schmalen Trägern, dichtes, dunkles Haar fiel auf ihre zierlichen Schultern, und in den tief liegenden braunen Augen funkelte ein winziger weißer Reflex. Und als sie lächelte ...

Diese Feinheiten nahm ich erst wahr, als sie direkt nach meinem Vortrag zu mir auf das Podium kam. Ich versuchte, desinteressiert zu wirken, oder besser ausgedrückt, ich vermied es, so gut es ging, sie anzustarren. Sie hatte kleine Brüste, die sich deutlich unter dem Kleid abzeichneten. Sie war schlank, hatte rundliche Waden und zarte, beinahe zerbrechliche Knöchel. Zerbrechlich wie Champagnergläser. Um den einen Knöchel trug sie ein winziges Goldkettchen. Meine Mutter hätte ein Wort für ihre Art zu gehen gehabt. Hoheitsvoll, hätte sie gesagt.

Ich stellte mich vor, und wir gaben einander die Hand.

»Ja, der Name ist mir bekannt«, sagte sie. »Ich heiße Bettý«, fügte sie hinzu. »Ich habe so viel Gutes über dich gehört.«

Ich schloss meine Aktentasche und schaute sie an. Wieso hatte sie von mir gehört? Ich war erst vor einem Jahr aus dem Ausland zurückgekehrt und hatte eine eigene

Rechtsanwaltskanzlei aufgemacht. Nur wenige von meinen Kunden, ich glaube zwei, standen in Verbindung mit meinem Interessengebiet, Fischerei. Alles andere war völlig uninteressant; Streitigkeiten in Mehrfamilienhäusern, Versicherungsquerelen nach Zusammenstößen, Erbstreitigkeiten. Besonders erfolgreich war ich nicht. Bis ich ihr begegnete. Sie behauptete, nur Gutes über mich gehört zu haben. Vielleicht log sie. Sie war exzellent vorbereitet, als sie wie eine Diva den Vortragssaal betrat. Der Ausschnitt des Kleides gab den Blick auf den kleinen Busen frei. Gold um den Champagnerknöchel. Vielleicht war das alles für mich inszeniert worden. Privatvorstellung.

Bettýs ganz privater Tanz.

Er kam später.

»... Gutes über mich gehört?«, wiederholte ich. »Ich kann mir nicht vorstellen ...«

»Vor allem wegen deines Spezialgebiets«, unterbrach sie mich.

»Wieso weißt du über meine Ausbildung Bescheid?«, fragte ich. Ich versuchte, so zu lächeln, als fände ich das alles nur komisch und nicht etwa unnatürlich oder seltsam.

»Mein Mann ist auf der Suche nach einem Rechtsberater«, sagte sie. »Wir suchen nach ...«, sie zögerte, bevor sie den Satz zu Ende führte, »... dem richtigen Geschäftspartner.«

Sie hatte also einen Mann. Ich erinnerte mich plötzlich, die beiden zusammen auf der Titelseite eines Klatschblattes gesehen zu haben. Ein bekannter Großreeder in Nordisland.

»Wie fandest du es, in den USA zu studieren?«, fragte sie.

Die wenigen, die zu meinem Vortrag gekommen waren, verließen den Saal, während wir miteinander redeten. Nur ein Mann stand noch vor dem Podium, starrte zu uns herauf und

»schien darauf zu warten, dass Bettý zu einem Ende käme, aber als sich das Gespräch in die Länge zog, gab er es auf.

»Woher hast du all diese Informationen?«, fragte ich und lächelte nicht mehr.

»Ich habe deine Examensarbeit gelesen und fand sie hochinteressant. Und dann kam auch irgendetwas darüber in den Nachrichten, wenn ich mich richtig erinnere.«

Sie erinnerte sich richtig. Alles, was sie tat, war richtig. Ich ging davon aus, dass sie mich wahrscheinlich seit der Zeit kannte, als meine Examensarbeit im Gespräch war. Sie erregte einiges Aufsehen, weil ich mich mit dem Einfluss des Quotensystems auf die regionale Entwicklung beschäftigt und begründet hatte, weswegen Reedereien besonders besteuert werden müssten. Ich hatte vergessen, wie klein Island ist. Eine Zeit lang berichteten die Medien tagtäglich über meine Forschungsergebnisse, und wegen der Interessenkonflikte innerhalb der Fischereiwirtschaft kam es zu Kontroversen und Beschimpfungen. Dieses Thema erhitzte die Gemüter dann genau so lange, bis jemandem einfiel, den Preis für Salatgurken zu erhöhen.

»Hast du sie wirklich gelesen?«, fragte ich.

»Ja«, sagte Bettý.

»Nicht gerade eine unterhaltsame Lektüre.« »Wer liest schon so was?«

Wir lachten. Ich schielte aus den Augenwinkeln nach ihren Brustwarzen, was ihr keineswegs entging.

Am schlimmsten ist die Stille.

Einsamkeit und Stille und diese ganze endlose Zeit, in der nichts passiert. Ich habe keine Ahnung, wie lange die Untersuchungshaft jetzt schon dauert. Ich fragte meinen Rechtsanwalt, der vor zwei Tagen hierher kam, oder zumindest glaube ich, dass es vor zwei Tagen war, und er erklärte mir, wir seien in der zweiten Woche. Als saßen wir zusammen in Untersuchungshaft. Ich hätte am liebsten selbst meine Verteidigung übernommen, aber mit Verbrechen kenne ich mich nicht aus.

Nur mit diesem einen.

Die Zeit in dieser tiefen Stille verbringe ich damit, auf Geräusche zu achten. Zu horchen, ob jemand den Gang entlangkommt. Auf die Schritte der Gefängnisaufseher zu lauschen, die sehr unterschiedlich sind. Der Dicke tritt schwerer auf als die anderen, und manchmal hört man ihn schnaufen, wenn er an der Tür vorbeikommt. Er sagt nie einen Ton. Er macht die Tür auf, reicht mir das Essenstablett herein und schließt die Tür wieder. Ich weiß nicht einmal, wie er heißt.

Ich weiß, dass einer von ihnen Finnur heißt. Er ist beinahe gesprächig, wenn er mich zum Verhör bringt. Dann ist da noch Guðlaug. Ich hatte nie darüber nachgedacht, dass es auch weibliche Gefängniswärter gibt. Wer denkt schon über Gefängnisaufseher nach? Sie erzählte mir von ihren beiden Kindern. Sie sagte mir auch, dass es den Aufsehern untersagt sei, sich mit mir oder den anderen Untersuchungshäftlingen zu unterhalten. Guðlaug hielt sich nicht daran. Wenn sie an der Tür vorbeigeht, klacken ihre Clogs, klick-klack, klick-klack. Ich zähle die Klick-klacks. Es sind achtundsechzig Schritte vom ersten

Klick bis zum letzten Klack.

Guðlaug erzählte mir von einem Mann, der in Untersuchungshaft gewesen war, ohne dass er sich irgendetwas hatte zuschulden kommen lassen. Sie hielten ihn sieben Wochen lang fest. Als er herauskam, war er imstande, seine Arme exakt so weit auszustrecken, dass er von Hand zu Hand genau einen Meter umspannte, keinen Millimeter mehr oder weniger. Er war auch imstande, präzise sechzig Sekunden lang den Mund zu halten, auf die Zehntelsekunde genau.

Ich hatte immer in dem Glauben gelebt, das Untersuchungsgefängnis sei in Reykjavik, aber es befindet sich de facto in Litla-Hraun. Ich bin in Litla-Hraun. Was für ein grauenvoller Gedanke.

Ich denke an meine Familie. Was meine Mutter wohl über mich denkt. All die Sorgen, die ich ihr bereitet habe. Nicht nur wegen dieser Sache, sondern überhaupt. Und die Reaktion meines Bruders. Wir haben kein gutes Verhältnis zueinander. Ob er wohl aus England eingeflogen ist? Mein Rechtsanwalt behauptet, er hätte vor zu kommen, aber wenn das stimmt, wäre er doch bereits da. Was hätte mein Vater gesagt? Ich überlege auch, was in den Medien berichtet wird, obwohl es eigentlich nicht wichtig ist. Es ist lange her, dass ihnen ein solch fetter Brocken vorgesetzt wurde. Dieser Fall ist angeblich einmalig. Eine derart vorsätzliche Planung hatte es hierzulande fast noch nie gegeben.

Ich weiß es nicht. Wie gesagt, mit Verbrechen kenne ich mich nicht aus.

Ich verbringe die Zeit damit, zurückzudenken.

An Bettý zu denken.

*

Mein Vortrag war der letzte an jenem Tag, und sie lud mich zu

einer Tasse Kaffee ein. Ich schaute auf die Uhr, um es so aussehen zu lassen, als hätte ich anderes und Wichtigeres zu tun, aber sie schien irgendwie zu spüren, dass im Büro gar nichts auf mich wartete. Ich suchte nach einer Ausrede, aber auf die Schnelle fiel mir nichts ein, deswegen nickte ich zustimmend. Bestimmt hatte sie mein Zögern bemerkt, anders konnte man ihr Lächeln nicht interpretieren. Sie gab nicht auf. Sie drängte sich auf, ohne unhöflich zu sein. Stand vor mir, lächelte und wartete darauf, dass ich sagte: In Ordnung.

»In Ordnung«, sagte ich. »Vielleicht eine halbe Tasse.«

Sie war es gewohnt, dass die Leute »in Ordnung« zu ihr sagten.

Wir gingen zum Hotel Saga hinüber. Man kannte sie dort. Sie erklärte mir, dass Reeder aus den anderen Landesteilen, die etwas auf sich hielten, im Hotel Saga übernachteten. Der Service dort sei am besten. Das war auch nicht übertrieben. Die Kellner scharwenzelten um uns herum. Es ging auf den Abend zu, sie bestellte Kaffee, dazu einen guten Likör und ein kleines Stück Schokoladentorte. Sie brachten die Sachen und stellten sie vor uns auf den Tisch, ohne dass man überhaupt merkte, dass serviert wurde.

»Soll ich es auf die Zimmernummer setzen?«, fragte der Oberkellner. Er rieb sich die Hände, und ich sah, dass es eine völlig unbewusste Bewegung war.

»Ja, vielen Dank«, erwiderte sie.

»Wir besitzen auch ein Haus in Reykjavik«, sagte sie zu mir, »es wird gerade renoviert. Im Þingholt-Viertel. Mein Mann hat es vor zwei Jahren gekauft, aber wir sind noch nicht eingezogen. Er hat mit dem Gedanken gespielt, ob er es abreißen und ein neues auf das Grundstück setzen lassen soll, aber dann hat er sich die Ideen des Innenarchitekten

angeschaut und ...«

Ihr Achselzucken gab zu verstehen, dass es keine Rolle für sie spielte, ob das Haus stünde oder fiel.

»Mmmh ...«, murmelte ich mit der köstlichen Schokoladentorte im Mund.

Ich dachte an meine kleine Wohnung. Meine Kommilitonen hatten nach dem Jurastudium sofort ein eigenes Haus bezogen. Sie besaßen große, teure Autos, fuhren zum Skiurlaub nach Österreich, zum Badeurlaub nach Italien und zum Shopping nach London. Vielleicht sehnte ich mich auch nach einer solchen Karriere, nach Besitztümern und Geld. Vielleicht bin ich deswegen hier. Ich habe nie mit Geld umgehen können. Die Studiendarlehen, die ich zurückzahlen hatte, waren gigantisch. Meine kleine Wohnung gehörte nicht mir, sondern den Kreditinstituten. Mein Auto sprang nicht immer an, wann ich wollte. Das sollte sich alles ändern.

»Wir sind nicht viel in Reykjavik«, sagte Bettý. Sie öffnete ein flaches Etui und zog eine Zigarette ohne Filter heraus. Später erfuhr ich, dass es griechische Zigaretten waren, die speziell für sie importiert wurden. Die griechischen Hersteller weigerten sich, die Warnungen aufdrucken zu lassen, obwohl die Schadstoffmenge bestimmt die amerikanischen Sorten um ein Vielfaches übertraf. Sie zündete sie mit einem goldenen Feuerzeug an. Sie nahm sie zwischen die Lippen, und ihr roter Lippenstift zeichnete sich auf dem weißen Zigarettenpapier ab.

»Und wo wohnt ihr sonst?«, fragte ich.

»In Akureyri. Mein Mann besitzt eine Reederei. Er stammt aus Ostisland, ich bin aus Reykjavik. Wir leben seit sieben Jahren zusammen.«

»Und er braucht also Rechtsbeistand?«

»Ja. Er ist im Augenblick auf einer Sitzung beim

Reederverband, aber ich erwarte ihn bald zurück.«

»Und währenddessen nimmst du an einer Konferenz über Fischfangmanagement und die EU teil.«

Sie lachte.

»Er wusste, dass du auf dieser Konferenz sein würdest, und hat mich gebeten, mit dir zu sprechen. Manchmal kann ich mich für das Unternehmen nützlich machen. Vor allem, wenn es darum geht, andere Reeder und die Aktionäre von all diesen kleinen Aktiengesellschaften zu unterhalten, oder Ausländer, zu denen er geschäftliche Verbindungen hat. Meistens Deutsche.«

»Und er hat dich darum gebeten, Verbindung mit mir aufzunehmen?«

»Könntest du dich heute noch mit ihm treffen? Morgen fliegen wir wieder nach Akureyri, aber heute Abend ist eine große Gala beim Reederverband. Hier im Hotel. Falls du Interesse hast, könnte ich ... Aber womöglich hast du keine Zeit. Oder du möchtest vielleicht gar nicht?«

»Wozu braucht er juristischen Beistand?«

»Wegen der Ausländer. Er muss wissen, wo er steht, wegen der Europäischen Union. Du weißt doch alles über dieses bürokratische Ungetüm. Und dann versteht er die Verträge nicht. Die sind in dieser Juristensprache, die außer Eingeweihten niemand kapiert. Du weißt, wie so etwas läuft. Er versteht nämlich kaum Englisch.«

Sie drückte die Zigarette aus.

»Er bezahlt gut«, sagte sie. Die Zigarette musste wirklich stark sein, denn ihre Stimme, die an und für sich schon heiser, tief und sexy war, hörte sich noch rauer an. »Da brauchst du dir keine Sorgen zu machen«, fuhr sie fort. »Entschuldigung«, sagte sie dann, »du rauchst vielleicht auch? Ich hätte dir eine anbieten sollen.«

»Nein, danke, ich rauche nicht.« »Noch etwas Kaffee?«

»Nein danke, unmöglich«, sagte ich. »Ich muss weiter.«

»Seh ich dich dann heute Abend?«

Wieder dieses höfliche Drängeln. Am liebsten hätte ich ihr geraten, sich das Ganze aus dem Kopf zu schlagen, um dann aufzustehen und zu gehen, denn da war etwas an ihr, was mich störte. Es war, als passte ich nicht zu ihr. Genauso wenig passte ich zu ihrem Mann und seinem riesigen Fischereiunternehmen im Norden und ihrem Reichtum und dem Haus im Pingholt-Viertel, das sie ganz nach Belieben dem Erdboden gleichmachen konnten oder nicht. Als passte ich nicht in diese Welt, wo Kellner mit kleinen Kuchentellern vor einem katzbuckelten.

»Ich weiß, dass mein Mann großes Interesse daran hat, dich zu treffen«, sagte sie.

Erneutes Drängeln.

»Also ...«, stammelte ich, nach den richtigen Worten suchend.
»Es hört sich zwar alles ganz verlockend an, aber ich weiß nicht, was da wirklich dahinter steckt. Ich habe keine Ahnung, wer du bist, ich treffe dich heute zum ersten Mal. Ich weiß, wer dein Mann ist, und kenne auch sein Unternehmen ein wenig, genau wie wahrscheinlich alle anderen Isländer. Falls er Interesse daran hat, mich zu beschäftigen oder mir einen Auftrag zu geben, kann er sich im Büro mit mir in Verbindung setzen, genau wie alle anderen. Vielen Dank für den Kaffee.«

Ich stand auf, und sie erhob sich ebenfalls, indem sie mir die Hand reichte.

»Willst du wirklich heute Abend nicht zur Gala kommen?«, fragte sie. Sie blickte mich mit diesen braunen Augen an, als hätte sie meinen Versuch, ihr zu zeigen, dass ich absolut nicht

auf die beiden und ihr Geld angewiesen war, überhaupt nicht wahrgenommen.

»Ich kenne da doch niemanden.«

»Du kennst mich«, sagte sie mit lächelnden Augen, so als gäbe es ein kleines Privatgeheimnis zwischen uns.

*

Bei den Verhören habe ich wieder und wieder erklärt, dass ich unschuldig bin. Mein Rechtsanwalt hatte mir von Anfang an dazu geraten.

Ich weiß nicht, wie er die Sache angehen will. Ich habe mein Leben und meine Ehre in seine Hände gelegt, und ich muss Vertrauen in ihn haben. Ich weiß, dass er an einigen wirklich großen Prozessen beteiligt war. Während meines Jurastudiums hielt er einmal einen Gastvortrag in einem Seminar über Strafrecht und ging auf einige seiner Fälle ein. Er hat Drogenschmuggler, Einbrecher, Gewalttäter und Mörder verteidigt. Die Polizei weiß ganz genau, wo sie ihn hat. Für die Gefängnisaufseher ist er wie ein guter Bekannter. Er ist um die sechzig, schlank und hat eine Glatze. Sein Schnauzbart verleiht ihm ein unnötig deprimiertes Aussehen.

»Was sagen die Leute?«, fragte ich ihn eines Tages. »Was glauben sie?«

»Mach dir darüber keine Gedanken«, erwiderte er, während er seine große Aktentasche öffnete.

»Was ist mit dem Einspruch?«

»Das Oberste Gericht hat abgelehnt. Du musst hier so lange bleiben, wie es der Polizei beliebt.«

»Wahrscheinlich bin ich nicht kooperativ genug«, sagte ich.

»Du willst ja noch nicht einmal mit mir reden«, sagte er und strich sich über den Schnauzbart.

Das stimmte. Es fiel mir schwer, über das zu sprechen, was vorgefallen war. Es fiel mir schwer, es einzugestehen. Er hielt dagegen, dass er ein geduldiger Mensch sei. Und es sei ja mein Leben. Aber er gab mir auch zu verstehen, dass sich meine Situation dadurch nicht verbessern würde. Ich müsste sowohl ihm als auch der Polizei gegenüber mehr Kooperationsbereitschaft zeigen. Ich weiß genau, was er meint. Die Untersuchungshaft bringt einen dazu, nachzudenken und Zusammenhänge zu erkennen.

»Wie dem auch sei«, sagte er, »hier habe ich dir ein paar Bücher mitgebracht, damit du etwas zu lesen hast.«

Er reichte mir einen Roman, die Autobiografie eines Politikers und den Erfahrungsbericht eines Mannes, der unschuldig wochen- und monatelang in Untersuchungshaft saß.

»Ich dachte, das hier könnte dir vielleicht etwas helfen«, erklärte er.

»Ich werde also noch lange hier bleiben müssen, nicht wahr?«, sagte ich. Er zuckte die Achseln.

»Es sieht nicht gut aus«, sagte er. »Wenn du bloß ganz genau sagen würdest, was passiert ist.«

»Was reden die Leute?«, fragte ich noch einmal.

»Mach dir darüber keine Gedanken«, sagte er. »Ich habe andere Sorgen, als darüber zu spekulieren, worüber man sich in der Stadt die Mäuler zerreißt.«

Mindestens vier Kriminalbeamte sind mit der Ermittlung befasst. Außerdem gehe ich davon aus, dass ihnen ein ganzes Bataillon von Mitarbeitern zur Verfügung steht. Diese vier verhören mich abwechselnd und kommen jeweils zu zweit. Eigentlich ist es genau wie in Filmen. Man denkt immer, dass es im Leben nicht so zugeht wie im Kino, aber es ist tatsächlich so. Im Verhörzimmer befindet sich an der einen Wand ein

Riesenspiegel, und ich weiß, dass manchmal auf der anderen Seite Leute sind, obwohl ich sie nicht sehen kann. Bestimmt irgendwelche hohen Tiere. Aber sie sind nicht immer im Nebenzimmer. Ich sehe es den Kriminalbeamten an, wenn diese unsichtbaren Gestalten anwesend sind. Dann wirken sie nämlich nervöser, sie sind viel mehr auf der Hut und drücken sich gewählter aus. Darauf scheint es anzukommen. Sie sind auch viel besorgter als ich. Wenn niemand von den Bossen im Nebenzimmer ist, geben sie sich viel gelassener. Alle, die mich verhören, haben irgendeine gehobene Position bei der Kriminalpolizei, und sie sind immer zu zweit. Sie wechseln sich allem Anschein nach schichtweise ab.

Zu der Gruppe gehört auch eine Frau. Ich weiß nicht so recht, wie ich sie einordnen soll. Sie hält eine gewisse Distanz. Die anderen erlauben sich durchaus auch einmal einen Scherz, auch wenn die Sache ernst ist. Sie lächelt aber nie. Vielleicht ist sie einfach so. Vielleicht hat sie Angst vor mir. Sie schaut mich streng an und liest ihre Fragen vom Blatt ab. Alles wirkt irgendwie inszeniert. Ein Verhör ist letzten Endes auch wie ein Theaterstück. Die Bühne ist begrenzt, es gibt nur wenige Mitwirkende, der Plot ist dramatisch, und der schlechteste Schauspieler bekommt wie immer den schwarzen Peter zugeschoben.

Als ich wegen des Spiegels fragte, erklärten sie, er sei ziemlich neu, genau wie das Aufnahmegerät. Wegen eines Gerichtsurteils zu Ungunsten der Polizei. Seitdem würden sämtliche Verhöre auf Band aufgezeichnet.

»Wer befindet sich da hinter dem Spiegel?«, fragte ich.

»Niemand«, war die Antwort.

»Wozu ist dann dieser Riesenspiegel da?«

»Wir stellen hier die Fragen.«

»Aber findet ihr das nicht komisch? So ein Riesenspiegel hier in diesem kleinen Zimmer?« »Das geht uns nichts an.«

Einmal versuchten sie den Trick, der in allen Krimis vorkommt. Sie steckten fest bei ihren Ermittlungen, und als ich wieder einmal zum Verhör geführt wurde, befand sich offenbar niemand hinter dem Spiegel, denn sie gaben sich locker und redeten ganz normal. Dann fing der eine auf einmal an, sich aufzuregen und mich zu provozieren, während der andere so tat, als versuche er, ihn zu beruhigen.

Als sie sahen, dass ich nur müde lächelte, war ihnen sämtlicher Wind aus den Segeln genommen, und sie brachen das Verhör ab.

Es war das einzige Mal, dass ich da drinnen gelacht habe.

Abends rief mich Bettý an.

Ich war gerade nach Hause gekommen, nachdem ich im Büro über Besitzübertragungsvereinbarungen für ein Hochhaus in Breiðholt gebrütet hatte. Ein Kommilitone von der Universität, der Vorsitzender des Eigentümervereins war, ließ mir manchmal solche Aufträge zukommen, weil er wusste, dass ich nicht sonderlich viel zu tun hatte. Ich habe oft in Erwägung gezogen, mich auf eine anständige Stelle zu bewerben, beispielsweise um einen Sachverständigenposten beim Außenministerium. Oder um eine Stelle bei einer größeren Kanzlei, wo man mit anderen zusammenarbeitete. Mir fehlte bloß die Kraft, das in die Wege zu leiten, und im Grunde genommen genieße ich es auch, mein eigener Herr zu sein. Irgendwie kann ich mir nicht vorstellen, in der Nähe von anderen oder zusammen mit anderen zu arbeiten. So war ich schon immer.

Seltsamerweise war Bettý mir nicht aus dem Sinn gegangen, seitdem wir uns ein paar Stunden zuvor im Hotel Saga verabschiedet hatten. Sie hatte irgendetwas, doch damals war mir noch nicht so richtig klar, was es war. Inzwischen glaube ich es aber zu wissen. Sie wirkte so sicher und so gewandt im Auftreten, doch das begriff ich damals nicht. Für sie war es ein Spiel, das sie nicht zum ersten Mal spielte. Sie war sich ihrer Schönheit bewusst und hatte sie wahrscheinlich schon immer ausgespielt, um zu bekommen, was sie wollte. Von den Frauen, die ich kenne, sind sich nur wenige in diesem Maße bewusst, welche Macht ihnen Schönheit und Attraktivität verleihen. Bettý hatte ihr ganzes Leben lang andere Menschen um den Finger gewickelt und beherrschte diese Kunst in so vollendeter Form,

dass man gar nicht merkte, wie sie es bewerkstelligte, sondern unversehens in den Netzen landete, die sie ausgelegt hatte.

»Er hat mit mir geschimpft«, sagte sie am Telefon, und die Stimme klang heiser, als habe sie eine griechische Zigarette geraucht.

»Wer? Dein Mann?«

»Weil ich dein Gehalt nicht erwähnt habe«, sagte sie. »Wir haben gar nicht darüber gesprochen, was für eine Bezahlung du bekommen würdest.«

»Wir haben aber auch gar nicht darüber gesprochen, ob ich überhaupt für euch arbeiten möchte.«

»Er wollte, dass ich dir sage, wie viel du bekommst. Kannst du heute Abend kommen? Er möchte dich sehr gerne treffen, um dich für die Firma zu gewinnen.«

Wenn ich daran zurückdenke, war dies vielleicht genau jener Zeitpunkt. Eine Weigerung meinerseits hätte vielleicht zur Folge gehabt, dass sie mich in Ruhe gelassen und sich ein anderes Opfer gesucht hätte. Vielleicht hätte sie am nächsten Tag noch einen weiteren Versuch gemacht. Vielleicht aber auch nicht. In diesem Augenblick beging ich den ersten Fehler.

Wahrscheinlich langweilte ich mich. In meinem Leben passierte nichts Spannendes, und selbst wenn ich mich nicht direkt nach Aufregung sehnte, ein wenig Abwechslung schien willkommen. Vielleicht könnte dieser Job ein Sprungbrett für mich sein. Andere Reedereien würden sich um meine Mitarbeit bemühen, und ich könnte mich damit befassen, worauf ich mich am besten verstand, weil es mein Spezialgebiet war. Keine weiteren Vertragsentwürfe für Wohnblocks in Breiðholt.

Und dann das Geld. Vielleicht trieb mich die Neugierde. Vielleicht wollte ich einfach gern herausbekommen, wie viel Geld einem solche Leute bieten würden. Wo in dieser

Milliardenwelt die Grenzen waren. Geld fehlte mir in der Tat, und zwar ziemlich viel. Ich nagte zwar nicht am Hungertuch, aber ich war immer knapp bei Kasse.

»Wie läuft das ab, muss ich Eintritt bezahlen, oder ...?«

»Wir haben die größte Suite«, sagte sie, und ich sah ihr Lächeln vor mir. »Komm zu uns hoch.«

Ich besaß noch das schicke Outfit, das ich mir zur feierlichen Entlassung an der Uni zugelegt hatte. Es hing seit drei Jahren im Schrank. Sonst besaß ich nichts, was ich hätte anziehen können. Als ich mich im Spiegel betrachtete, fand ich, dass ich ganz passabel darin aussah. In diesen drei Jahren hatte ich kein Gramm zugenommen, eher das Gegenteil. Wie gesagt, ich lebte so ziemlich von der Hand in den Mund.

Ich hatte keine Ahnung, dass es im Hotel Saga eine besondere Luxus-Suite gab, aber sie existierte tatsächlich in all ihrer Pracht. Bettý erklärte mir, sie sei erst kürzlich von Grund auf renoviert worden, wahrscheinlich weil ich dastand und wie ein Kind mit offenem Mund staunte. Die Dame an der Rezeption lächelte ein süffisantes Lächeln, als ich erklärte, zur Suite von Bettý zu wollen. Sie war nicht älter als dreißig, blond und etwas drall. Sie hatte einen stattlichen Busen und attraktive Hüften. Sie verwies mich an den Lift und wünschte mir viel Vergnügen.

Viel Vergnügen.

Ich ging damals davon aus, dass sie die Gala meinte. Jetzt weiß ich natürlich, was sie meinte. So hat sie nämlich gelächelt. Als ob sie irgendwann einmal selber oben in der Suite gewesen wäre.

Bettý nahm mich an der Tür in Empfang. Die Suite bestand aus drei Räumen. Das Wohnzimmer war riesig, und überall lag dicker, weißer Teppichboden, sogar in den beiden Badezimmern. Bilder von zeitgenössischen isländischen Malern

hingen an den Wänden. Nackte Kinder mit Engelsflügeln und seltsam erwachsenen Gesichtern. Der Esszimmertisch war aus argentinischer Eiche, zumindest meine ich, Bettý hätte das erwähnt. Es machte ihr Spaß, über solche Dinge zu reden. Sie reichte mir ein Glas Champagner auf einem silbernen Tablett. In der Suite war es dämmrig, die Vorhänge vor den Fenstern waren zugezogen, und das Licht war gedämpft. Sie hatte versucht, dem Hotelappartement eine etwas gemütlichere Note zu geben. Ich trank einen Schluck Champagner, und mir kam es so vor, als klingelte das Goldkettchen um ihren Knöchel.

»Er ist noch auf einer Besprechung«, sagte sie, »aber er wird gleich da sein. Ich bin so froh, dass du kommen konntest.«

Sie lächelte und ihr Lächeln ... Mir wurde klar, weshalb ich gekommen war. Der einzige Grund war sie. Bettý. Im tiefsten Inneren hatte ich mich danach geseht, sie wieder zu treffen. Sie wieder lächeln zu sehen. Mein Gott, wie schön sie war.

Mein Gott, wie ich sie begehrte.

»Ich hatte bloß nichts Anständiges zum Anziehen«, sagte ich und betrachtete ihr Kleid aus unendlich zarter und dünner Seide, das die perfekt gerundeten Linien ihres Körpers umschmeichelte. Genau wie bei unserer Begegnung zuvor trug sie keinen Büstenhalter.

Ich nippte am Champagner und versuchte, meine Augen auf etwas anderes zu richten. Auf die Gemälde.

»Mach dir deswegen keine Sorgen«, erklärte sie. »Diese Reeder vom Land latschen doch sowieso meist in Strickwesten und Gummistiefeln herum, und außerdem sind die da unten wahrscheinlich auch schon sturzbesoffen.«

»Diese Suite ist wirklich enorm«, sagte ich. »Dafür gehen wohl die Gewinne aus den Fischereiquoten drauf?« Eigentlich wollte ich nicht so spitz klingen, aber auf der anderen Seite hatte ich ja

nichts zu verlieren. Vielleicht sprach auch ganz einfach der Neid aus mir. Ich weiß es nicht. Dieser Reichtum erschreckte mich. Für einen kurzen Trip nach Reykjavik, für ein Wochenendvergnügen gaben sie mehr Geld aus, als ein normaler Arbeiter in einem halben Jahr verdient.

»Du hast meinen Mann noch nicht getroffen«, sagte sie und lachte. Ich bemerkte, dass sie sich ganz vorsichtig die Hand an die eine Schläfe hielt, während sie lachte, so als hätte sie dort Schmerzen. Ich schaute sie lächelnd an und sah, dass sie ein blaues Auge hatte, obwohl sorgfältig aufgetragene Kosmetika der teuersten Sorte es verdecken sollten. Das hatte sie am Nachmittag noch nicht gehabt. Irgendetwas war in der Zwischenzeit vorgefallen. Etwas zwischen ihrem Mann und ihr, nahm ich an. Ich kannte diese Leute überhaupt nicht, und ich war mir nicht sicher, ob ich Lust hatte, sie kennen zu lernen. Deswegen fragte ich ganz direkt:

»Hast du da ein Veilchen?«

»Sieht man das etwa?«, fragte sie sofort besorgt.

»Warum hast du ein blaues Auge? Das war heute Nachmittag noch nicht da.«

»Reine Ungeschicklichkeit von mir«, erklärte sie. »Ich war auf der Toilette, die Tür stand offen, und dann klingelte das Telefon. Ich bin gegen die Tür gestoßen, als ich ins Zimmer wollte, um zu antworten. Ich habe sie einfach nicht gesehen. So was ist mir noch nie passiert. Sieht man es deutlich?«

»Nein«, sagte ich.

»Du hast es aber gesehen.«

»Die anderen sehen es bestimmt nicht«, sagte ich. Sie zögerte. »Bist du sicher?«

»Das sind doch sturzbesoffene Kerle in Gummistiefeln«, entgegnete ich.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür zur Suite, und ihr Mann kam herein. Ich wusste genau, wer er war, denn er gehörte zu den Größten. Wenn sich in Sachen Fischereiwirtschaft etwas tat, stürzten sich die Medien immer auf ihn. Er war groß und stattlich und stets sonnengebräunt. Die Gesichtszüge waren scharf geschnitten, aber das Haar begann sich schon etwas zu lichten. Ich ging davon aus, dass er mich begrüßen würde, wenn er mich sah. Bettý hatte so geklungen, als sei ihm sehr daran gelegen, dass ich für ihn arbeitete, aber er nahm mich überhaupt nicht wahr.

»Alles in Ordnung?«, fragte er und küsste Bettý auf den blauen Fleck.

Sie schaute mich mit einem geheimnisvollen Lächeln in den Augen an.

»Willst du nicht unseren juristischen Gast begrüßen?«, sagte sie und hatte auf die griechische Stimme umgeschaltet.

»Bist du das?«, fragte er kurz angebunden, indem er sich mir zuwandte.

Wir gaben einander die Hand. Ich versuchte, ihm in die Augen zu schauen, aber die waren auf die Bar gerichtet.

»Möchtest du etwas?«, fragte er Bettý, ging zur Bar und behandelte mich weiterhin wie Luft. Gemessen an der Tatsache, dass er angeblich so viel Wert darauf legte, mich einzustellen, fand ich dieses Benehmen einigermaßen merkwürdig.

»Gin«, sagte sie. »Und du?«, fragte sie mich.

»Ich glaube, ich gehe jetzt lieber«, sagte ich. »Ich habe keine Zeit für so etwas.«

»Ach, tatsächlich so busy?«, sagte der Reeder und goss Gin in ein Glas.

»Auf Wiedersehen«, sagte ich zu Betty.

»Wie viel verdienst du im Jahr?«, fragte er.

Ich drehte mich um und war im Begriff, die Suite zu verlassen, als er plötzlich laut loslachte. Ich hielt inne, starrte ihn an und hatte keine Ahnung, was er so komisch fand.

»Diese Juristen«, sagte er.

»Was ist mit ihnen?«, sagte ich.

»Sie halten sich immer für was Besseres«, sagte er.

Ich schaute Betty an und sah, dass es ihr peinlich war.

»Bist du immer so direkt?«, fragte ich.

Er kam einen Schritt auf mich zu.

»Ich wusste nicht, dass Juristen auch empfindlich sein können«, sagte er.

»Tozzi«, sagte Betty, »musst du dich immer so aufspielen?«

Mir war natürlich klar, dass dieser Mann nur wegen seines Geldes etwas war. Ich hätte ihm sagen können, was ich von Geldsäcken wie ihm hielt, die es überflüssig fanden, eine Ausbildung zu machen, und Studieren für eine idiotische Zeitverschwendung hielten. Und Minderwertigkeitskomplexe haben, weil die Leute, die für sie arbeiten, so viel besser Bescheid wissen als sie. Ich bezweifelte stark, dass er imstande war, Texte in einer anderen Sprache zu lesen. Trotzdem legte er wie alle, die sich keine Sorgen über ihr Auskommen machen müssen, ein selbstsicheres Auftreten an den Tag. Weil er reich war, konnte er sich seiner Meinung nach benehmen, wie es ihm passte. Seine Selbstsicherheit stank nach Geld.

Sie nannte ihn Tozzi.

Ich weiß nicht, wieso ich auf einmal diesen Einfall bekam. Vielleicht, weil sie ihn so anschaute. Irgendetwas war da

zwischen ihnen, was ich nicht verstand und auch jetzt noch kaum verstehe. Aus irgendeinem Grunde brach die Frage aus mir hervor.

»Darf ich kurz die Toilette benutzen?«, sagte ich und schaute Bettý an.

»Selbstverständlich«, sagte sie, und ich merkte, dass sie erleichtert war, weil sich die angespannte Stimmung etwas gelockert hatte. Ich blickte in Tozzis Richtung und brachte ein grimassenhaftes Lächeln zustande.

Bevor ich die Tür zumachte, sah ich im Spiegel des Badezimmers, dass sie sich heftig stritten. Wegen mir. Sie hatte zu verstehen gegeben, dass er ganz versessen auf meinen juristischen Beistand war, aber sein Empfang war alles andere als freundlich gewesen, und ich wusste nicht, was eigentlich gespielt wurde. Ich blickte mich um. Mein Verdacht bestätigte sich. Im Badezimmer gab es ein Telefon. Es war ja schließlich die Deluxe-Suite, und selbstverständlich gab es auch im Badezimmer ein Telefon.

Sie hatte behauptet, gegen die Tür gerannt zu sein, als das Telefon im Wohnzimmer klingelte. Weswegen hatte sie den Anruf nicht im Badezimmer entgegengenommen? Weshalb erfand sie eine Lüge, um das blaue Auge zu erklären? Behandelte Tozzi sie so? War dieser Tozzi so reich, dass er sich leisten konnte, seine Frau zu schlagen?

Ich zog ab und ließ den Wasserhahn rauschen. Wartete noch eine halbe Minute und ging dann wieder ins Zimmer. Sie hatten sich die ganze Zeit gestritten, während ich im Badezimmer war.

»Die Sache ist in trockenen Tüchern«, sagte Bettý und blickte zu ihrem Tozzi hinüber. »Es ist nur die Frage, was du für die Stunde nimmst.«

Ich überlegte. Dann nannte ich eine absurd hohe Summe.

»In Ordnung«, sagte er.

»Aber ich bin nicht daran interessiert, für dich zu arbeiten«, sagte ich und ging zur Tür.

Hinter mir hörte ich, wie er laut loslachte. Ich öffnete die Tür, drehte mich um und schaute Bettý an.

Die kleinen Brüste zeichneten sich unter dem Kleid ab. Sie stand so zum Licht, dass ich sehen konnte, dass sie keinen Slip trug.

Wieso bin ich hier gelandet?

Was muss passiert sein, dass jemand wie ich an einem Ort wie diesem landet?

Es liegt jedenfalls nicht daran, dass ich krumme Dinger gedreht hätte. Ich bin nie in meinem Leben mit dem Gesetz in Konflikt geraten, wie es so schön heißt. Ich nehme an, dass ich so bin wie alle anderen, ich bezahle die Parkgebühren, fahre nicht bei Rot über die Ampel und schmutze allenfalls hin und wieder eine Extraflasche Alkohol durch den Zoll. Das tun wir doch fast alle.

Was ist also schief gelaufen? Wie kam es dazu, dass sich mein ruhiges und einförmiges Leben in ein solches Chaos verwandelt hat?

Vielleicht war ich einsamer, als ich zugeben wollte. Ich besaß nur wenige Freunde und jetzt wahrscheinlich gar keine mehr. Ich habe aber auch kaum je Freunde gebraucht. Meine Familie ist nicht groß, aber dazu möchte ich nichts weiter sagen, denn da liegt einiges im Argen. Vielleicht mache ich mir zu wenig aus den Menschen. Vielleicht...

Betty hat diese Isolation durchbrochen. Möglicherweise fand ich sie deswegen spannend. Sie trat zur richtigen Zeit auf den Plan, sie hatte meine Schwachstellen augenblicklich erfasst und war seltsam zielstrebig und willensstark. Betty kannte keine Skrupel.

Vielleicht war ich ein dankbares Opfer für sie, und wahrscheinlich habe ich mich anfangs nicht genug zur Wehr gesetzt. Ich habe keine andere Entschuldigung, als dass ich keine Ahnung hatte, was da über mich hereinbrach. Betty warf

mich aus der Bahn. Ich fand es frappierend, welche Risiken sie einging. Schon nach ganz kurzer Bekanntschaft. Das machte sie unwiderstehlich. Diese Hemmungslosigkeit.

Ich weiß, es war Begierde.

Bei ihr und bei mir.

*

In den nächsten Wochen rief sie immer wieder bei mir an.

Erst nach geraumer Zeit gelang es ihr, mich dazu zu bewegen, sie wieder zu treffen. Ich musste ständig darauf gefasst sein, ihre rauchig griechische Stimme in der Leitung zu hören. Manchmal vergingen ein paar Tage zwischen ihren Anrufen, manchmal meldete sie sich zwei Mal an ein und demselben Abend. Es ging mir wahrscheinlich weniger auf die Nerven, als ich mir einredete. Ihre Hartnäckigkeit und Zielstrebigkeit waren nicht unangenehm, Bettý konnte einen nicht nerven. Wenn ich mich abends langweilte, kam es sogar vor, dass ich einen Anruf herbeisehnte. Dann sah ich im Geiste ihre kleinen Brüste vor mir, die sich unter dem Kleid abzeichneten.

Schließlich warf ich eines Abends nach einem eher frostigen Gespräch das Handtuch.

Ich kam gerade zur Tür herein, als das Telefon klingelte. Der Tag im Büro hatte mir eigentlich jede Lust genommen, ans Telefon zu gehen. Die Wohnungseigentümer des Wohnblocks in Breiðholt hatten mich den ganzen Tag angerufen und sich beschwert, weil sie irgendetwas an dem Vertragsentwurf auszusetzen hatten. Ich warf einen Blick auf das Display und sah ihre Nummer. Ich ließ es einfach klingeln. Ging ins Badezimmer, ließ Wasser in die Badewanne einlaufen, suchte eine CD von Dylan heraus und legte sie ein, stieg in das heiße Wasser und versuchte zu entspannen. Im Wohnzimmer ging wieder das Telefon. Ich wusste, dass sie es war.

Ich hätte nie antworten sollen. Hätte ich alles gewusst, was ich jetzt weiß, wäre ich nie an den Apparat gegangen. Aber was weiß man über die Zukunft? Kurz nach neun rief sie noch zwei weitere Male an, und da ich befürchtete, dass sie mich damit wachhalten würde, nahm ich ab. Ich wollte es kurz machen.

»Hör auf, bei mir anzurufen«, sagte ich, bevor sie noch Zeit hatte, einen Ton zu sagen.

»Hast du gewusst, dass ich es bin?«, sagte sie.

»Lass mich in Ruhe.«

»Hast du mich den ganzen Abend anrufen lassen, ohne abzuheben?«

»Ich möchte, dass du mit diesen Anrufen aufhörst. Ich kenne dich überhaupt nicht. Ich weiß nicht, was du von mir willst. Dein Mann ist ein eingebildeter Fatze, der überhaupt kein Interesse daran hat, dass ich für ihn arbeite, deshalb versteh ich einfach nicht, was du von mir willst. Lass mich gefälligst in Frieden!«

Sie ließ sich nicht beirren.

»Können wir uns treffen?«, fragte sie. »Tozzi will unbedingt, dass du für ihn arbeitest. Im Hotel Saga hat er sich nur ein bisschen wichtig gemacht. Er muss immer irgendeine Schau abziehen. Er wollte bloß sehen, wie du reagieren würdest, wenn er dich so behandelt. Das war keineswegs böse gemeint.«

Ich beschloss, sie nach dem blauen Auge zu fragen. Das hatte ich bislang nicht gemacht, aber jetzt schien mir dafür die passende Gelegenheit zu sein.

»Warum hast du den Anruf nicht im Badezimmer entgegengenommen?«, fragte ich.

Ihre Antwort ließ auf sich warten. Als ihr klar wurde, worum es ging, versuchte sie zuerst, Ausflüchte zu machen.

»Ich weiß nicht, worüber du redest. Können wir uns treffen?«

»Als du dich an der Tür gestoßen hast«, sagte ich. »Du hast behauptet, du hättest im Wohnzimmer ans Telefon gehen wollen. Aber im Badezimmer ist doch auch ein Telefon, das mit Sicherheit geklingelt hat, und du hättest das Gespräch dort entgegennehmen können.«

Wieder Schweigen.

»Ich erzähle es dir, wenn du damit einverstanden bist, mich zu treffen.« Ich ließ nicht locker.

»Vergiss es«, sagte ich. »Ich will es gar nicht wissen. Ich habe nicht das geringste Interesse an all den kleinen Geheimnissen, die du und >Tozzi< haben. Lass mich in Ruhe und hör auf, bei mir anzurufen.«

Dann knallte ich den Hörer auf. Nach einer halben Stunde klingelte es wieder. Ich warf einen Blick auf das Display. Es war dieselbe Nummer. Ich musste lächeln. Ich nahm das Gespräch entgegen.

»Du gibst nicht auf«, sagte ich.

»Erst, wenn du versprichst, dich mit mir zu treffen«, sagte sie. Ich hörte, wie sie den Rauch einer griechischen Zigarette von sich blies, und sah im Geiste ihren roten Mund und die Lippenstiftspuren auf dem Zigarettenpapier.

»Wo?«, fragte ich.

Ihr Haus im Bingholt-Viertel war eine Riesenvilla. Nachdem ihr Mann es gekauft hatte, wurde dies sogar in der Presse erwähnt, denn ein bekannter Autohändler war ebenfalls daran interessiert gewesen. Sie überboten sich gegenseitig, und es endete damit, dass er zwanzig Millionen Kronen mehr als den Schätzpreis auf den Tisch blättern musste. Innen war das Haus nicht viel weiter als im Rohbau oder wie man das nennt. Sämtliche Türen fehlten. Um die Küche zu vergrößern, hatte man eine Wand eingerissen und die Kücheneinrichtung entfernt. Nur der nackte

Steinboden starrte einen in jedem einzelnen Zimmer an. Zum Teil waren neue Türöffnungen herausgebrochen worden, und im Fußboden im Erdgeschoss klaffte ein Loch für eine Wendeltreppe, die in den Keller führen sollte, aber noch fehlte. Die Fenster waren wegen der Malerarbeiten mit Schutzabdeckungen versehen.

Es gab drei Wohnzimmer. Als ich eintraf, stand sie in einem von ihnen und rauchte. Die Haustür war offen, ich klopfte und hörte sie von drinnen rufen, ich solle hereinkommen. Sie trug ein elegantes beigefarbenes Kostüm mit einem kurzen Rock, der kaum bis zur Mitte der Oberschenkel reichte, dazu hochhackige, helle Pumps. Wir gaben einander die Hand, und sie sagte, sie würde mir gerne das Haus zeigen. Wir gingen von einem Raum zum anderen, und mir kam alles kalt und tot vor. Ich weiß noch heute, wie ich im Stillen überlegte, dass es genauso tot und kalt bleiben würde, auch wenn der Fangquotenkönig weitere hundert Millionen hineinsteckte.

»Habt ihr Kinder?«, fragte ich. Sie schüttelte den Kopf.

»Dann werdet ihr hier ja reichlich Platz haben«, sagte ich.

Wir standen in der Küche, und sie erklärte mir, wo der Gasherd stehen sollte. Sie war voll und ganz bei der Sache, als sie mir das Haus beschrieb und auf sämtliche Details, was Fliesen und Parkett betraf, einging. Sie erklärte mir, dass das Haus allerdings in erster Linie Tozzis Projekt sei. Dieses Monster von einem Rohbau.

»Er meint, dass die Kinder später kommen. Er hat sowieso kaum Zeit für etwas anderes, als Geld zu scheffeln«, sagte sie.

Es hatte eher den Anschein, als hätte er keine Zeit für sie. Ihre Stimme klang nämlich gelangweilt und etwas enttäuscht. Ich stand in der Küche und fühlte mich völlig fehl am Platz. Ich war mir nicht sicher, ob ich diese Leute überhaupt näher kennen

lernen wollte. Ich spürte bei ihnen eine Rücksichtslosigkeit und Gewissenlosigkeit, die nackt und grob und keinerlei Schranken zu kennen schienen. Beide hatten irgendetwas, das einen abstieß, etwas Ungehobelteres, gleichzeitig aber auch seltsam Faszinierendes.

»Möchtest du Kinder haben?«, fragte ich.

»Wir haben es versucht«, sagte sie. »Vielleicht klappt es eines Tages.«

Sie führte mich weiter durch das Haus, bis wir den größten Raum im Obergeschoss betraten. Sie sagte, dass hier das eheliche Schlafzimmer geplant sei, und beschrieb, wie sie es einrichten würde, wenn sie darüber zu bestimmen hätte.

Ich nickte, aber mein Interesse hielt sich in Grenzen.

»Wirst du für uns arbeiten?«, fragte sie.

»Ich glaube, ich habe nichts ...«

Sie gestattete mir nicht, den Satz zu Ende zu führen.

»Doch«, sagte sie, und wieder fiel mir das Wort ein: hoheitsvoll. Das Parfüm, das sie verwendete, kannte ich nicht, aber es hatte uns auf dem Gang durch das Haus begleitet und an etwas Gefährliches und Aufregendes gemahnt.

»Kannst du es nicht mir zuliebe tun?«, fragte sie und trat näher an mich heran.

»Geld kann man natürlich immer gebrauchen«, sagte ich, um irgendetwas zu sagen.

Sie trat noch ein Stück näher in ihren hochhackigen Schuhen und dem engen Rock, der ihre kräftigen Schenkel so sexy wirken ließ, dass ich kaum meine Augen abwenden konnte. Ich rührte mich nicht vom Fleck und sah sie an, sah das Funkeln in ihren braunen Augen, betrachtete ihre vollen Lippen und ihr schönes, irgendwie südländisches Gesicht.

Sie trat dicht an mich heran.

»Ich verspreche dir, dass du es nicht bereuen wirst«, sagte sie mit gesenkter Stimme.

Außer uns war niemand im Haus. Sie hatte mir gesagt, dass am nächsten Tag mit den Instandsetzungsarbeiten begonnen würde und Heerscharen von Handwerkern zu erwarten seien, um den Palazzo des Fangquotenkönigs auf Hochglanz zu bringen. Ich war völlig verwirrt. Sollte ich bleiben oder mich höflich entschuldigen und verabschieden, oder lieber schnurstracks aus dem Haus rennen und nie wieder zurückkehren?

Sie schien zu wissen, was in mir vorging.

»Ist schon in Ordnung«, sagte sie so leise, dass ich es kaum hören konnte.

Dann tat sie etwas, was ich zeit meines Lebens nicht vergessen werde.

Ihre Blicke glitten an mir herunter, sie ergriff meine Hand und führte sie an ihrem Schenkel hoch. Ich konnte meine Blicke nicht von ihr abwenden. Sie schob die Hand bis unter den Rocksaum hoch und höher. Sie trug keine Strumpfhosen, sondern Seidenstrümpfe, die mit Strapsen befestigt waren. Meine Finger glitten über den Gummizug. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Mir war noch nie so etwas passiert. Ihr Mund öffnete sich, und sie schob meine Hand an die Innenseite des Schenkels und so weit nach oben, bis ich ihre sanfte Hitze spürte und mir klar wurde, dass sie keinen Slip trug.

Ich wollte meine Hand zurückziehen, aber sie merkte es und hielt mein Handgelenk fest gepackt.

»Ist schon in Ordnung«, wiederholte sie sanft.

Ihr Gesicht näherte sich, und sie küsste mich. Unwillkürlich öffnete ich den Mund und spürte ihre Zunge, die leicht und

vorsichtig und ein wenig zitternd eindrang.

Sie wollen wissen, wie und wann es begonnen hat.

Immer wieder kommen wir auf diese Frage zurück, denn meine Aussagen sind wahrscheinlich so inkonsequent und irreführend, dass sie immer wieder nachhaken müssen. Einiges akzeptieren sie nicht, anderes dagegen scheint ihnen glaubwürdig vorzukommen. Ich habe mich zwar entschlossen, kooperativ zu sein, weiß aber nicht, wie viel ich ihnen sagen soll. Wahrscheinlich ist das eine Art Nervenkrieg. Ich könnte ihnen die ganze Wahrheit sagen, bezweifle aber stark, dass sie mir glauben würden. Deswegen versuche ich zu lügen, aber nur ein wenig. Bislang jedenfalls habe ich keine massiven Lügen erzählt, sondern bringe nur hie und da ein paar kleine Unwahrheiten ein, um meine Aussage glaubwürdiger zu machen. Natürlich kann keine Rede mehr von Glaubwürdigkeit sein, wenn sie mir eine der Lügen nachweisen können, aber sie wissen natürlich, dass jeder, der sich in diesem Raum befindet, versucht zu lügen, inklusive sie selber.

Die Frau in diesem Team sitzt mir bei all diesen Verhören mit derselben verkniffenen Miene gegenüber und glaubt nichts von dem, was ich sage. Sie ist ein ziemlich alltäglicher Typ, eine überarbeitet wirkende Frau um die vierzig. Ich überlege die ganze Zeit, ob es bei der Kripo viele Frauen gibt. Sie hat ein ausdrucksloses, uninteressantes Gesicht. Keine klaren Linien, nichts, was Aufschluss über ihr Inneres gibt, das womöglich genauso alltäglich ist wie beispielsweise die billigen Klamotten, der unechte Stein an ihrem Ring, der schäbige Nagellack oder der letzte Besuch beim Friseur, der mindestens ein halbes Jahr zurückliegt.

Einmal mussten wir auf ihren Kollegen warten, einen aus

dieser Truppe, die mit dem Fall befasst ist, ein hagerer Typ mit dunklen Ringen unter Augen, die nie Ruhe fanden. Sie sagte, dass er durch ein Telefongespräch aufgehalten worden sei, bestimmt wegen eines albernem Fahrraddiebstahls. Ich habe manchmal anhören müssen, wenn sie über solche Lappalien reden. Sie saß mir gegenüber, während wir warteten. Das Aufnahmegerät war nicht eingeschaltet, und wahrscheinlich war niemand hinter dem Spiegel. Ich schaute in die Richtung wie schon so oft, aber es war ein hoffnungsloses Unterfangen, durch ihn hindurchblicken zu wollen. Man sah nichts als die eigene schuldbewusste Miene, mit der ich am liebsten nichts zu tun haben mochte.

Aber da saßen wir beide herum, gar nicht einmal lange, und sie konnte nicht an sich halten.

»Glaubst du wirklich, dass du damit durchkommst?«, fragte sie und berührte mit dem Zeigefinger den Knopf am Bandgerät.

»Ich versuche doch gar nicht, mit etwas durchzukommen«, sagte ich.

»Es hilft dir ganz sicher nicht, so zu sein, wie du bist«, sagte sie.

»Hilft es dir?«, fragte ich.

»Was?«

»So zu sein, wie du bist?« Sie gab keine Antwort und starrte mich an. »Ihr seid der Meinung, dass ihr tun und lassen könnt, was ihr wollt«, erklärte sie. »Ihr?«

»Ihr Juristen«, sagte sie. »Ihr seid die Arrivierten. Für euch ist das Leben ein Spiel, in dem man nie Verantwortung für etwas übernehmen muss.«

»Dieser Meinung bin ich niemals gewesen«, entgegnete ich. »Ich habe keine Ahnung, wovon du redest. Ich weiß wirklich nicht, weswegen du glaubst, mich zu kennen. Ich bin noch nie

der Meinung gewesen, dass das Leben ein Spiel ist.«

»Nein«, sagte sie. »Bestimmt nicht. Du hast natürlich keine Ahnung, wovon ganz normale Menschen wie ich reden. Und du willst es auch gar nicht wissen, weil du davon überzeugt bist, etwas Besseres zu sein. Über uns erhaben zu sein. Du glaubst, du bist über uns erhaben, weil du mit Leuten Umgang hast, die vor Geld stinken und sich alles leisten können. Auch dich.«

»Du glaubst mir also?«, fragte ich.

»Dir glaubt niemand«, sagte sie.

In diesem Moment erschien ihr Kollege, der Mann mit den dunklen Ringen unter den Augen. Er trug ein blaues Hemd und hatte Schweißflecken unter den Armen. Manchmal roch er sogar nach Schweiß. Er hatte eine Kaffeetasse in der Hand, die er neben dem Aufnahmegerät abstellte.

»Also dann«, sagte er, »wollen wir nicht anfangen?«

Am liebsten hätte ich ihn auf die Schweißflecken hingewiesen. Ich blickte der Frau in die Augen. Ich war mir sicher, dass sie genau dasselbe dachte. Wir sagten nichts.

Wenn sie danach fragen, wie das Ganze angefangen hat, weiß ich keine Antwort. Wie schon gesagt, ich habe nicht die geringste Ahnung, wie und wann alles angefangen hat. Ich weiß nur, dass ich es nicht war, der mit etwas angefangen hat. Meine Beteiligung war völlig unbewusst. Erst als alles zu spät war, wurde mir klar, dass auch dies im Voraus einkalkuliert worden war.

Wahrscheinlich hat aber alles in dem damals noch nicht eingerichteten ehelichen Schlafzimmer begonnen, In diesem riesigen, kalt wirkenden Raum, wo ich zum ersten Mal ihre sanfte Hitze spürte.

Später stellte sich heraus, dass Bettý für die Einrichtung des

Hauses noch etwas ganz anderes einpflanzte, nämlich mich.

Sie nannte ihn immer nur Tozzi. Er hieß Tómas Ottósson Zöega und machte nicht den geringsten Versuch, liebenswürdig zu sein, als ich vor seinem ausladenden Schreibtisch Platz nahm. Er schien den Eindruck vermitteln zu wollen, als habe er Besseres mit seiner Zeit anzufangen, als sich mit Juristen zu unterhalten. Aber er war zumindest nicht betrunken. Er wirkte sehr beschäftigt, hatte das Jackett ausgezogen und die Hemdsärmel hochgekrempelt und fasste manchmal nach seinen breiten Hosenträgern, die meines Wissens schon lange aus der Mode waren. Er schaute mich so forschend an, als sei ich mehr auf ihn angewiesen als er auf mich. Er beschrieb sein Unternehmen und erklärte stolz, wie er sich nicht nur die Kabeljauquoten, sondern auch die Quoten für diverse andere Fischarten in ganz Island an Land gezogen hatte, zum größten Teil aus den Westfjorden. Er ließ sich darüber aus, dass er sich manchmal vertraglich verpflichten musste, die quotenführenden Schiffe in den Heimathäfen zu belassen, um die Fischverarbeitungsbetriebe nicht zu gefährden, die an diesen Orten die Grundlage des Erwerbslebens bildeten. »Aber an solche Verträge haben wir uns natürlich nicht gehalten«, sagte er und zog an den Hosenträgern. »Als wir die Quoten übernahmen, wussten alle ganz genau, dass die Verträge nie wirksam würden. Es ist nicht unsere Sache, diese verstreuten Landgemeinden am Leben zu halten. Unsere Sache ist es, am Fischfang zu verdienen. Wird ja auch langsam Zeit, dass jemand mal was am Fisch verdient.«

Bevor ich nach Akureyri flog, um mich mit ihm zu treffen, hatte Bettý mir gesagt, dass er sich im Grunde genommen für nichts anderes interessierte als sich selbst, und ich fand ihn

abstoßend. Aber da war etwas an ihm, vielleicht war es das Ungehobelte und Grobe, was mein Interesse weckte, ähnlich wie einen gefährliche Tiere faszinieren.

Ich verabscheue Männer wie Tómas Ottósson Zöega. Männer, die auf alle um sich herum herunterschauen und der Meinung sind, dass es niemand mit ihnen aufnehmen kann.

In gewissem Sinne war seine Haltung vielleicht sogar verständlich, denn er hatte sich aus bitterster Armut hochgearbeitet und gehörte jetzt zu den reichsten Männern des Landes. Er war einer der Ersten gewesen, die begriffen, wie das Quotensystem funktionierte, und damit anfangen, Quoten aufzukaufen und anzuhäufen. Die meisten anderen sahen im Quotensystem einen schnellen Profit, den sie, ohne einen weiteren Gedanken daran zu verschwenden, sich in barer Münze auszahlen ließen. Tómas Ottósson Zöega war seiner Zeit um Jahre, wenn nicht Jahrzehnte voraus. Er war bereits ziemlich wohlhabend, bevor das Quotensystem eingeführt wurde. Zusammen mit vier anderen, die er später ausbezahlte, hatte er ein Fangschiff gekauft, war selber als Kapitän zur See gefahren und hatte das Fangglück auf seiner Seite gehabt. Seine Flotte vergrößerte sich, Trawler kamen hinzu, und als das Quotensystem eingeführt wurde, stand Tómas bereits in den Startlöchern. Das Unternehmen vergrößerte sich innerhalb von wenigen Jahren entsprechend dem Zuwachs der Quotenanteile, die er sichern konnte. Jetzt ging es wieder um die Ausweitung des Wirkungsbereichs, diesmal außerhalb der Landesgrenzen.

Über sein Privatleben wusste ich weniger, als ich ihm in seinem Büro gegenüber saß. Ich überlegte, was zum Kuckuck ich eigentlich da verloren hatte. Ich hatte frühmorgens die Maschine nach Akureyri genommen. Eine Woche war vergangen, seitdem ich Bettý in ihrem Palazzo im Þingholt-

Viertel getroffen hatte. Es war mir gelungen, sie von mir wegzuschieben, sie hatte den Rock glatt gestrichen und dabei so neckisch gelächelt, als sei alles nur ein Scherz gewesen. Ich war verwirrt und schockiert. Nie zuvor in meinem Leben war eine Frau so unumwunden zur Sache gekommen, und ich zerbrach mir den Kopf darüber, was für Informationen sie über mich hatte, bevor sie nach meinem Vortrag auf mich zukam. Je mehr Zeit verstrich, desto mehr beschäftigte mich diese Frage. Hatte sie etwas über mein Privatleben in Erfahrung gebracht? Es war durchaus nicht ungewöhnlich, dass sie meinen Namen kannte und über meine Ausbildung informiert war, aber was wusste sie über mich privat? Hatte sie mit meinen Freunden gesprochen? Warum war ihre Wahl auf mich gefallen? Was in aller Welt sah sie in mir, das ihr von Nutzen sein konnte?

Damals wusste ich so gut wie nichts über sie. Irgendwann einmal hatte ich in irgendeinem Wartezimmer eine Klatschgeschichte über sie und Tómas Ottósson in einer beliebten Illustrierten gesehen. Da war die Rede von der neuen Liebe im Leben des Fangquotenkönigs oder etwas in dem Stil. Das Foto war auf einem Ball unter der Glaskuppel im Luxusrestaurant *Perlan* aufgenommen worden, sie schmiegte sich lächelnd an ihn. Auch er hatte vor der Kamera die Zähne lächelnd entblößt und hielt Bettý so fest im Arm, als wäre sie sein Quotenbesitz. Sie trug diesen seltsam fremd wirkenden Namen Bettý. Tómas Ottósson hatte sich gerade von seiner Gattin Nummer zwei scheiden lassen. Er hatte keine Kinder.

Das Strahlemann-Foto in der Illustrierten zeigte nicht, dass er seine Bettý manchmal verprügelte.

Das hatte sie mir in ihrem Palazzo gesagt, kurz bevor wir das Haus verließen. Nach dem Zwischenfall im ehelichen Schlafzimmer war ich ziemlich verlegen, und sie schien zu

spüren, dass ich mich irgendwie unwohl fühlte. Sie selbst sah aus, als sei nicht das Geringste vorgefallen. Wir standen in der Eingangshalle, und ich wollte gerade die Haustür öffnen. Sie aber schob sie wieder zu.

»Er schlägt mich manchmal«, sagte sie.

»Was?«, sagte ich.

»Du hast im Hotel nach dem blauen Fleck gefragt. Er hat mich geschlagen. Hier.«

Vorsichtig legte sie zwei Finger an den Wangenknochen, um mir zu zeigen, wo der Hieb gelandet war.

»Und anschließend hat er das Wehwehchen geküsst«, sagte sie. »So drückt er sich immer aus. >Lass mich einen Kuss aufs Wehwehchen drücken.< Und ich habe es ihm gestattet. Er ist sehr gut zu mir. Er liebt mich. Er sagt, er würde mich umbringen, wenn ich ihn verlasse.«

Ich starrte sie an.

»Und ich liebe ihn über alles«, fügte sie hinzu. »Du darfst mich nicht missverstehen. Es ist wahr.«

Sie war wieder ganz dicht an mich herangetreten. Ich hielt immer noch die Türklinke in der Hand. Sie klang so, als sei es ihr ernst mit jedem Wort.

»Aber das da eben«, sagte ich und spürte wieder die Hitze in mir aufwallen. »Das eben da oben. Du bist also ...?«

»Findest du etwas dabei?«, fragte sie.

»Warum sollte ich für einen Mann wie ihn arbeiten?«, fragte ich zurück.

»Du verlierst bestimmt nichts dabei.«

»Zwischen euch ist doch bestimmt ein Altersunterschied von zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren«, sagte ich. »Was steckt da bei dir dahinter?«

»Tu es bitte, für mich«, sagte sie. »Du wirst es nicht bereuen. Ich verspreche dir, dass du es nicht bereuen wirst.«

Sie lehnte sich zu mir herüber und küsste mich leicht auf die Wange. Ich packte den Türgriff fester und stieß endlich die Tür auf.

»Ich melde mich wieder«, sagte sie, als ich die Treppe hinunterlief.

Und jetzt saß ich da in dem Büro ihres Mannes und hatte keinen blassen Schimmer, auf was ich mich eingelassen hatte.

»Du hörst mir gar nicht zu, oder?«, sagte Tómas Ottósson Zöega und lehnte sich zurück. Er redete von wachsenden Kostenfaktoren, zumindest glaubte ich das. Ich befand mich mit meinen Gedanken ganz woanders, nämlich bei dieser seltsamen und verführerischen Szene mit seiner Frau im Palazzo. Ich ging mit seiner Frau fremd, während er mir in seinem eigenen Büro gegenüber saß.

»Oh, entschuldige«, sagte ich. »Es ist nur ... meine Mutter in Reykjavik ist krank, und ich habe an sie gedacht. Entschuldige bitte.«

Sein Büro war funktional eingerichtet. Nur an einer Wand standen zwei breite Eichenschränke mit Glastüren, in denen sich, wie Bettý mir später sagte, lediglich ein Teil von Tómas Zöegas Waffensammlung befand. Ich versuchte, nicht zu auffällig hineinzustarren. Nie in meinem Leben hatte ich derartig viele Waffen an einem Ort gesehen.

»Es handelt sich selbstverständlich nur um eine zeitlich begrenzte Aufgabe, aber du musst währenddessen voll und ganz für mich da sein. Falls du andere Projekte laufen hast, bestehe ich darauf, dass du sie dir vom Hals schaffst«, erklärte Tómas. »Wir sprechen davon, dass du mindestens ein Jahr für mich und meine Firma arbeitest. Du bekommst ein Büro hier in

diesem Haus und ebenso einen Arbeitsplatz in unseren Räumen in Reykjavik. Hier in Akureyri besitzen wir ein kleines Haus, ein Reihenhauses, das dir zur Verfügung steht. Es bedeutet wahrscheinlich viel Hin-und Herfliegerei. Also, die Firma ist ...»

Ich saß ihm gegenüber und nickte zustimmend an den Stellen, wo es mir passend erschien, aber in meinem Kopf wirbelten die Gedanken umher. Ich dachte darüber nach, wie ein Mann wie er es über sich bringen konnte, über eine Frau wie Betty herzufallen. Ob ein Mann wie er, der so viel älter war, eine Frau wie Betty überhaupt verdient hatte. Und was ging in Betty selber vor? Wie brachte sie es über sich, mit einem Mann wie Tómas zusammenzuleben? Ich konnte nicht sehen, dass sie irgendetwas gemeinsam hatten. Sie so schön, so feminin und irgendwie auch so einsam und verwundbar, aber manchmal auch wie ein Raubtier, wenn ihr der Sinn danach stand. Er dagegen war ein typisch männliches Testosteronpaket, aggressiv und ungezügelt.

»... deswegen richtest du dich am besten so schnell wie möglich hier in Akureyri ein. Betty und ich haben am Samstag ein paar Freunde eingeladen, und ich will, dass du auch dabei bist. Betty hat großen Wert darauf gelegt, und sie hat Recht. Du musst diese Leute kennen lernen, denn du wirst mit ihnen zusammenarbeiten.«

Er drückte auf den Knopf eines Mikrofons und sagte einen Namen. Wir standen auf. Die Besprechung war beendet. Als sich die Tür öffnete, trat ein Mann ein, dem Tómas auftrag, mir das Reihenhauses zu zeigen und dafür zu sorgen, dass ich am Nachmittag wieder pünktlich zum Flughafen käme, um nach Reykjavik zu fliegen. Leo nannte er diesen Mann, und Leo zeigte mir den ganzen Betrieb und führte mich ein. Die Runde dauerte beinahe zwei Stunden. Er lud mich zum Mittagessen

oben in der Kantine ein, und wir begaben uns dorthin. Selbstverständlich gab es Fisch, und er war weitaus besser als in manch einem Restaurant in Reykjavik.

Nach dem Essen fuhr er mit mir zu diesem Reihenhauses, um es mir zu zeigen. Das Haus war so geräumig und großzügig wie alles, was Tómas Ottósson Zöega umgab. Es hatte über zweihundert Quadratmeter, war mit Ledermöbeln ausgestattet und verfügte über einen kleinen Fitness-Raum, eine geräumige, moderne Küche und eine große Fernsehcke mit Heimkino. Soweit ich sehen konnte, hatte wahrscheinlich allein der Fernsehapparat eine Million gekostet.

Leo lächelte und überreichte mir sowohl die Schlüssel zum Haus als auch einen Autoschlüssel. Er deutete auf den Jeep, der in der Einfahrt stand, und erklärte, dass er mir in Akureyri jederzeit zur Verfügung stünde. Dann verabschiedete er sich von mir und erinnerte mich daran, dass meine Maschine um vier Uhr ginge.

Ich blieb im Haus zurück, stand mitten im Wohnzimmer und dachte darüber nach, ob diesem Reichtum irgendwelche Grenzen gesetzt seien, als mein Handy klingelte. Es war Bettý.

»Wie ist es gelaufen?«, fragte sie.

»Na ja«, sagte ich. »Wir sind alles durchgegangen. Ich bin im Augenblick in diesem Reihenhauses, und er will, dass es mir zur Verfügung steht, wenn ich in Akureyri bin. Von hier, wo ich jetzt stehe, sehe ich einen Fernseher, der bestimmt eine Million gekostet hat.«

»Findest du das nicht fantastisch? Willst du das Haus nicht?«

»Ich war davon ausgegangen, dass ich in Reykjavik arbeiten könnte, in meinem eigenen Büro. Er hat mir einen Arbeitsplatz in den Räumen der Firma hier in Aussicht gestellt. Es sind solche Sachen, die ...«

»Ja«, sagte sie desinteressiert und ließ mich meinen Satz nicht zu Ende bringen. »Du musst natürlich wissen, was du tust. Hat er dich für Samstagabend eingeladen?«

»Was für Leute werden da sein?«

»Seine Freunde«, entgegnete sie, und ich hörte es ihrer Stimme an, dass es nicht unbedingt ihre Freunde waren.

»Muss man sich da nicht in Schale werfen?«

»Das kann nichts schaden«, sagte sie. »Wann kommst du wieder nach Reykjavik?«

»Mit der Nachmittagsmaschine.«

»Ich bin allein im Hotel.«

Ich schwieg.

»Ich fliege erst morgen nach Akureyri«, sagte sie. »Kannst du nicht bei mir vorbeischauen? Wir können ...«

»Bettý«, unterbrach ich sie. »Ja.«

Ich verstummte. Das ging zu schnell. Es kam alles zu plötzlich. Aber es war irgendwie spannend, wie entschlossen sie war. Ich wusste sehr wohl, was passieren würde, wenn ich zu ihr ins Hotel ginge. Sie gab mir nicht viel Zeit zum Überlegen. Vielleicht wollte ich auch gar nicht groß überlegen. Das wusste sie wahrscheinlich, denn bislang hatte sie meine Gedanken wie ein offenes Buch gelesen.

»Hallo«, sagte sie. »Bist du noch dran?«

»Gegen acht«, sagte ich.

»Bis dann«, sagte sie, und ich sah ihr schönes Lächeln vor mir und das Funkeln in den braunen Augen. Mehr sagten wir nicht am Telefon.

Wenn ich im Dunkeln daliege und die Geräusche vom Gang oder aus anderen Zellen zu mir hereindringen, denke ich meist an die Stunden, in denen wir zusammen waren. Die Stunden, die uns gehörten, wenn sie mir über sich erzählte. Inzwischen weiß ich nicht mehr, was davon wahr und was gelogen war. Ich glaube an gar nichts mehr, aber damals, als sie über ihre Träume und ihre Sehnsüchte sprach, hörte ich zu und spürte, wie ich mich immer mehr zu ihr hingezogen fühlte, spürte, wie viel wir gemeinsam hatten, sogar gemeinsame Erfahrungen, über die wir ungeniert sprechen konnten, als wir uns näher kennen gelernt hatten. Als mein Interesse an ihr sich nach und nach in abgöttische Liebe zu ihr verwandelte.

Sie haben mir viele Fragen über meine Vergangenheit gestellt, vor allem der Mann mit den dunklen Ringen unter den Augen und die Frau. Sie heißen Lárus und Dóra. Ich hätte gedacht, dass man gar nicht Dóra heißen könnte, weil ich das für einen Kosenamen gehalten hatte, aber sie erklärte, so getauft worden zu sein. Ich weiß nicht, warum gerade diese beiden zusammenarbeiten, aber sie sind mir irgendwie sympathischer als die anderen beiden, die mit der Ermittlung befasst sind. Manchmal kommt es mir so vor, als wäre da was zwischen der Frau und dem Mann mit den dunklen Ringen. Es ist ganz subtil und unterschwellig, und ich habe eigentlich keine konkreten Anhaltspunkte, aber diese Vermutung hatte ich schon ziemlich bald, und es hat mir Spaß gemacht, meiner Fantasie freien Lauf zu lassen.

»Du warst im Hamrahlö-Gymnasium«, sagte der Mann und gab vor, in irgendwelchen Papieren zu lesen. An diesem Morgen hatte er bestimmt geduscht. Das Haar war frisch gewaschen,

und er trug ein neues Hemd. Ich hatte den Eindruck, dass er wahrscheinlich zweimal die Woche unter die Dusche ging, was aber in seinem Fall keinesfalls ausreichte. Die Frau war beim Friseur gewesen, das war ein gewisser Fortschritt. Ich meine das absolut nicht gehässig. Dóra wirkte irgendwie unglücklich. Sie schien nicht sonderlich viel Geld zu haben, und vielleicht gab ihr Privatleben ihr nur wenig Anlass zum Lächeln. Vielleicht war es aber auch dieser Job. Möglicherweise war sie unzufrieden in ihrer Arbeit, ohne dass sie irgendetwas dagegen unternahm. Es gibt Menschen, die ihr ganzes Leben lang einer Arbeit nachgehen, die ihnen keinerlei Befriedigung verleiht, aber sie tun nichts dagegen.

»Ja«, sagte ich.

»Und dann hast du Jura studiert?«

»Das Fach hat mich interessiert«, sagte ich.

»Ich habe auch mal mit Jura angefangen«, sagte Lárus.

»Irgendwie hat es mir aber nicht zugesagt.«

»Du bist wohl bei den Prüfungen nach dem ersten Semester durchgerasselt?«

»Ich habe aufgehört«, beeilte er sich zu sagen.

»Es gibt viele, die >aufhören<«, sagte ich.

»Du stammst aus dem Háaleiti-Viertel«, sagte Dóra. Das Aufnahmegerät war noch nicht eingeschaltet. »Eine gute Wohngegend, und es war doch sicher angenehm, dort aufzuwachsen, nicht wahr?«

»Ja, das war schon ganz in Ordnung, aber ich weiß nicht, was das mit... ?«

»Nein«, warf sie ein. »Ich habe mir gerade eine Wohnung in einem der Wohnblocks an der Miklabraut gekauft, da beim Fußballplatz.«

So etwas hatten sie schon früher probiert. Damit bezweckten sie bestimmt, eine lockere Atmosphäre heraufzubeschwören, um dem Untersuchungshäftling das Gefühl zu geben, dass ihm die Kriminalbeamten Vertrauen entgegenbrachten. Vielleicht hatten sie dergleichen auf einer Fortbildung gelernt, oder möglicherweise hatten sie sich es auch einfach nur angelesen. Sie kamen mir manchmal auf die ganz persönliche Tour, angeblich um Informationen über mich zu sammeln. Sie standen vielleicht nicht unbedingt in Verbindung mit dem, was geschehen ist, mit dem Verbrechen, sondern sie sagten, es hätte etwas mit dem »Profil« zu tun, das sie von mir erstellen müssten. Bei diesen Gelegenheiten war die Atmosphäre viel entspannter, wir sprachen fast freundschaftlich miteinander. Dann war niemand hinter dem Spiegel. Zumindest sagte mir das mein Gefühl.

Vor ein paar Tagen wurde mir klar, dass es sich um eine spezielle Verhörmethode handelt, nämlich als die beiden anderen Beamten mich fragten, was mein Vater von Beruf gewesen war.

»Er starb schon vor einigen Jahren, nicht wahr?«, fragte der eine von ihnen, der Albert hieß. Er und Baldur hatten die Leitung in dieser Ermittlung. Ich sah, wie Albert angestrengt versuchte, sich so etwas wie Mitgefühl abzurufen. Seine Miene ließ aber eher den Schluss zu, dass ihm draußen jemand gesagt hätte, er müsse selber den Kaffee kochen.

»Mein Vater war Versicherungsagent bei einer großen Versicherung«, sagte ich.

Er war herzkrank und starb mit sechzig. Er war ein guter Mensch. Er hat immer viel geraucht und war ziemlich korpulent. Er liebte gutes Essen und dazu ein anständiges Glas Rotwein. Er spielte Golf, machte Spaziergänge, genoss das Leben. Die

kleinen Dinge, die es zu bieten hat. Er hatte keine Ahnung, dass er es mit dem Herzen hatte. Als die Ärzte ihm das eröffneten, war es ein furchtbarer Schock. Es gab keine Hilfe mehr für ihn.

Er hat immer zu mir gestanden, wenn Mama sich meinetwegen aufregte und zu weinen anfang.

Davon sagte ich ihnen nichts. Meiner Meinung nach ging sie das nichts an. Ich sagte ihnen nur, dass er Versicherungsagent und ein guter Mensch gewesen war.

»Ihr hattet also ein gutes Verhältnis zueinander?«, fragte Albert. Er war von ähnlicher Statur und etwa im gleichen Alter wie Papa, als er starb. Ich hätte ihn gern gefragt, ob er auf seine Ernährung achtete. Anscheinend rauchte er stark. Mithin das Erste, was er mich fragte, war, ob er in dem Verhörzimmer rauchen dürfte. Es gab da einen Aschenbecher, der in den Tisch eingelassen war. »Baldur hat nichts dagegen«, sagte er. Ich war dagegen, weil ich nicht seinen Zigarettenqualm einatmen wollte, und sagte ihm das. Er beachtete meinen Einwand aber nicht, und seitdem sind wir uns nicht sonderlich wohlgesonnen.

Baldur rauchte nicht. Er war im gleichen Alter wie Albert, aber ein ganz anderer Typ. Er hatte eine Glatze, war hager und wirkte schwächlich. Er schien ständig erkältet zu sein. Benutzte ein Taschentuch, das ich eklig fand. Schnäuzte sich, steckte es in die Tasche und zog es wieder hervor, um sich zu schnäuzen. Er war schweigsam, und ich glaube, vor ihm habe ich mich mehr in Acht genommen als vor den anderen.

»Wir haben uns sehr gut verstanden«, sagte ich. »Hat das irgendetwas mit der Sache zu tun?«

»Nimm es doch etwas locker«, sagte Albert. »Wir unterhalten uns hier bloß ein wenig.«

»Wie stellst du dir das eigentlich vor, dass ich locker und

entspannt sein soll?«, stieß ich hervor. »Könntest du an meiner Stelle locker und entspannt sein? Nimm es doch selber locker!«

Fragen nach meinem Vater gingen mir nah. Ich weiß, was er über diese Sache gedacht hätte, und ich versuchte, nicht zu viel an diese Schande zu denken. Sie blickten einander an.

»Ich meine, wenn du über ihn reden willst...«, begann Albert.

»Machen wir weiter«, sagte Baldur und schnäuzte sich wieder, stumm, kränklich und verschnupft.

Unser erstes heimliches Treffen fand im Hotel Saga statt, nachdem ich aus Akureyri zurückgekehrt war, nach jenem Gespräch, das ich mit ihrem Mann, Tómas Ottósson Zöega, geführt hatte. Ich wählte meine Kleidung sehr sorgfältig aus, holte meine besten Schuhe hervor und betrachtete mein Erscheinungsbild in dem großen Spiegel im Korridor. In mir herrschte eine innere Spannung, wie ich sie nie zuvor gespürt hatte. Eine Vorfriede, von der ich, ehrlich gesagt, nicht weiß, woher sie kam. Gespannte Erwartung, Vorfriede - und Bettý. Ein überaus gefährliches und unwiderstehliches Dreigespann.

An der Rezeption musterte mich die Frau mit dem großen Busen, als ich an ihr vorbeiging. Sie lächelte in meine Richtung, aber ich schaute nur kurz zu ihr hinüber und grüßte nicht, sondern begab mich schnurstracks zu den Aufzügen. Ich spürte die ganze Zeit ihren Blick in meinem Nacken und war mir sicher, dass sie ganz genau über all das Verbotene Bescheid wusste, was in diesem Hotel vor sich ging, mein Rendezvous mit Bettý inklusive.

Ich sah sofort, dass Bettý sich ebenfalls sorgfältig zurechtgemacht hatte. Sie trug ein tief ausgeschnittenes Sommerkleid, das die Konturen ihrer kleinen Brüste betonte, und flache, teure Schuhe. Sie war dezent geschminkt, aber an der Wange war ein kleiner Schönheitsfleck, den ich vorher nicht bemerkt hatte.

»Möchtest du Champagner?«, fragte sie und schloss die Tür.

»Ja, danke«, sagte ich. Wieder staunte ich über den Luxus in dieser Suite. Es war die gleiche, in der ich Tómas Ottósson zum ersten Mal begegnet war. Jetzt herrschte hier aber eine ganz andere Atmosphäre. Jetzt ging es auch um ganz andere

Dinge. Das wusste sie, und ich ebenso. Spannung. Vorfreude. Bettý.

»Und was hattest du für einen Eindruck in Akureyri?«, fragte sie, indem sie die Gläser mit Champagner füllte.

»Nicht schlecht«, sagte ich. »Ein Mann hat mich durch das Unternehmen geführt ...«

»Leo ist in Ordnung, findest du nicht?« Sie kam mit dem Champagner zu mir, setzte sich auf das große weiße Sofa und bedeutete mir, Platz zu nehmen. Ich wollte mich auf einen Sessel ihr gegenüber setzen, aber sie klopfte mit der flachen Hand auf das Sofa. Ich setzte mich an ihre Seite.

Wir redeten ein wenig über Leo. Und auch über Tómas und das Unternehmen. Über die Suite. Wir suchten nach etwas, um die Distanz zu überbrücken. Meine Gedanken kreisten aber nur darum, wie sie mich in ihrem Þingholt-Palazzo geküsst hatte. Vielleicht dachte sie dasselbe.

»Was ist mit dir?«, fragte sie. »Erzähl mir etwas über dich.«

Ich zögerte. Ich wusste nicht, was sie wissen wollte. »Lebst du mit jemandem zusammen?« Ich schüttelte den Kopf.

»Nein, das ... Ich habe nichts dagegen, allein zu sein. Die meisten brauchen ständig Gesellschaft um sich herum. Aber ich bin nicht so, und ich bin auch noch nie so gewesen.«

»Ich brauche Gesellschaft«, sagte sie. »Ich könnte nicht allein bei mir zu Hause herumhocken, ohne Leute um mich zu haben. Das ist das Beste an Tozzi. Um ihn herum ist immer etwas los. Dieses Riesenunternehmen, und all die Leute, die er unter sich hat. Die Männer, mit denen er Geschäfte macht. Bei ihm gibt es keine tote Zeit, und das mag ich. Ich mag es, wenn so verdammt viel wie nur möglich passiert.«

Sie trank einen Schluck Champagner und stellte das Glas auf dem Tisch ab. Dann stand sie auf, holte die Flasche und

schenkte nach.

»Aber das ist auch das Einzige, was ich an ihm mag«, sagte sie und setzte sich. »Das Einzige, was ich an Tómas Ottósson Zöega mag. Er kann ein richtiges Schwein sein.«

Sie schwieg eine Weile.

»Alle Männer sind Schweine«, fügte sie hinzu, als würde sie laut denken. »Verdammte Machos.« Sie schaute mich an und lächelte.

Ich nippte am Glas. Dieser unterschwellige Zorn war bislang noch nicht an die Oberfläche gedrungen, und ich überlegte, wo er wohl herrührte.

»Warum schlägt er dich?«, fragte ich.

Ihre Antwort ließ etwas auf sich warten. Vielleicht überlegte sie, was sie am besten sagen sollte. Vielleicht hätte ich nicht fragen dürfen.

»Warum verlässt du ihn nicht einfach?«, fragte ich in das Schweigen hinein, das meinen Worten folgte.

»In was für einer Fantasiewelt lebst du eigentlich?«, fragte sie und schaute mich an, als bemitleide sie mich wegen meiner kindischen Denkweise. »Glaubst du wirklich, dass alles so simpel ist?«

»Hast du diesen Eindruck von mir?«, erwiderte ich.

»Nein«, sagte sie. »Natürlich nicht. So würdest du nie denken.«

»In letzter Zeit ist es schlimmer geworden«, sagte sie schließlich. »Zuerst war es nur ein Spiel, du verstehst, im Bett. Er hat's gern ein wenig brutal.«

»Brutal?«

»Ich habe es zugelassen. Ich habe ihm gestattet, weiter und weiter zu gehen. Aber von spielerisch kann jetzt keine Rede

mehr sein. Falls so etwas denn überhaupt jemals spielerisch sein kann. Er geht zu weit. Verstehst du?«

»Nein«, sagte ich.

»Jetzt ist es nicht mehr nur im Bett«, erklärte sie und sah mich mit ihren tiefen, braunen Augen an.

Wir schwiegen. Ich versuchte, sie zu begreifen. Versuchte zu begreifen, warum eine Frau wie sie es bei einem solchen Mann aushielt. Sie schien meine Gedanken lesen zu können, denn sie blickte mich an, und ich muss wohl etwas dumm aus der Wäsche geguckt haben, denn sie fing an zu lachen.

»Nimm es dir nicht so zu Herzen«, sagte sie. »Er liebt mich. Das weiß ich. Und er würde mir nie ernsthaft etwas antun, das darfst du nicht glauben. Ich habe alles unter Kontrolle.«

»Woher weißt du das?«

»Dass ich alles unter Kontrolle habe?«

»Nein, dass er dich liebt.«

Sie füllte die Champagnergläser auf.

»Du weißt doch, wie er ist«, sagte sie. »Er denkt ausschließlich an Profit. Er hat nichts anderes im Kopf als Geld. Er kennt nur eine einzige wahre Leidenschaft, nämlich Geld. Ich weiß, dass er mich liebt, weil von seinen Milliarden, ich glaube, es sind mehr als drei, ein großer Teil an mich gehen wird, falls er vor mir stirbt. Er hat meine Zukunft gesichert, und bei einem Mann wie Tozzi kann das nur eines bedeuten. Ich weiß, dass er mich liebt.«

»Ihr seid nicht verheiratet?«

»Nein.«

»Hat er dann ein Testament gemacht?« »Ja.«

Vielleicht war es unverschämte zu fragen. Ich kannte sie eigentlich damals kaum, aber sie schien selber keine

Hemmungen zu kennen und war so offen, dass ich das Gefühl hatte, ich könne alles sagen, was mir in den Sinn kam.

»Bist du deswegen mit ihm zusammen? Wegen des Geldes?«
Sie nippte am Champagner.

»Was würdest du für Geld tun?«, fragte sie, ohne mir eine Antwort zu geben. »Was wärest du bereit zu tun, wenn dir mehr Geld in Aussicht gestellt würde, als du jemals im Leben ausgeben könntest, selbst wenn du es wolltest. Du würdest nie mehr arbeiten müssen. Du müsstest dich nie wieder anstrengen. Stattdessen wäre es dir möglich, all das zu tun, wonach es dich gelüstet, egal was. Du wärest frei. So frei, wie man nur sein kann.«

»Ich weiß nicht«, sagte ich. »Ich habe manchmal darüber nachgedacht, wie es wäre, wenn man mehr Geld hätte, als man in einem Menschenleben ausgeben kann. Ob das nicht ein traumhaftes Leben sein muss. Ich habe nie Geld besessen. Es hat mir immer gefehlt, und ich konnte nie anständig damit umgehen. Ich finde es nicht...«

Ich sah, dass sie mir gar nicht zuhörte. Sie nahm eine Zigarette aus einer Schachtel, die auf dem Tisch lag, und zündete sie an. Die Sorte hieß Hellas. Sie ließ sie sich in Blechbehältern schicken, vierzig Schachteln in jeder. So, wie sie rauchte, konnte es meiner Meinung nach höchstens für einen Monat reichen.

»Natürlich bin ich nicht nur wegen des Geldes mit ihm zusammen«, sagte sie lachend, aber ihre Stimme klang hohl. Sie dachte augenscheinlich an etwas ganz anderes. Die Stimme war distanziert und die Augen träumerisch. »Es gibt so viel anderes als Geld ...«

Sie verstummte.

»Weiß er, wie deine ...« Ich suchte nach dem richtigen Wort,

bis ich es fand. »... Einstellung ist, wie du bist?«, fragte ich. »Ich meine ...«

»Einstellung?«, fragte sie zurück.

»Ja, deine Einstellung.«

»Nein«, sagte sie und lachte ein heiseres Lachen. »Er hat keine Ahnung davon, und er darf es auch nie erfahren.«

Ich trank einen Schluck Champagner und dachte darüber nach, dass mir noch nie eine Frau wie Bettý begegnet war. Sie war so ungehemmt und unmoralisch, aber zugleich auch seltsam unschuldig.

»Du darfst es nicht hinnehmen, dass er dich schlägt«, sagte ich.

»Es ist nichts Ernstes«, erwiderte sie. »Ich habe alles unter Kontrolle.«

»Und überschminkst einfach die Blessuren?« Sie schwieg.

»Er muss doch mindestens zwanzig Jahre älter sein als du«, sagte ich.

»Dreiundzwanzig«, war die Antwort.

Sie lehnte sich zu mir herüber und flüsterte: »Deswegen ist es so gut, mit dir zusammen zu sein.«

Ich saß unbeweglich da, und sie rückte näher und legte ihre Hand auf mein Knie.

»Was ist, wenn er es herausfindet?«, fragte ich.

»Das wird er schon nicht tun.«

»Wie kannst du so etwas sagen?«

»Wir kriegen das schon hin«, sagte sie. »Du machst dir zu viele Gedanken. Davon kriegt man nur Falten im Gesicht. Mach dir doch nicht so viele Gedanken.«

Sie kam noch näher, und bevor ich mich versah, berührten

meine Lippen sanft die ihren. Ich küsste sie auf das Kinn und den Hals und entblößte die eine Brust und küsste die Warze. Ich schob die Träger von den schmalen Schultern und bedeckte beide Brüste mit Küssen. Das Kleid glitt herunter, und ich küsste den Bauch, den Nabel und die schmale, helle Bikinilinie. Sie stemmte sich ein wenig hoch, sodass ich das Kleid wegziehen konnte, das zu ihren Füßen niederfiel. Dann küsste ich die zarten Haare und spürte gleichzeitig ihre Hände.

Außer den beiden kannte ich niemanden auf dieser Party, die Tómas Ottósson Zöega in Akureyri gab. Ich meine, ich kannte niemanden persönlich. Ich erkannte zwei Minister, einen populären Fernsehmoderator, der mir immer auf die Nerven gegangen war, einige Abgeordnete und zwei oder drei Direktoren von großen Firmen, die hin und wieder in den Nachrichten interviewt wurden. Es waren auch Mitarbeiter aus dem Betrieb dort, einige waren von Anfang an dabei gewesen, lange bevor sich sein Unternehmen zu einem Imperium entwickelte. Leo stand an der Tür, als ich eintraf, und begrüßte mich herzlich. Tómas Ottósson Zöega war in seinem Element, und Bettý schwebte lächelnd zwischen den Gästen umher und unterhielt sie. Sie schien alle sehr gut zu kennen, und alle fühlten sich wohl in ihrer Nähe.

Ich war in das große Reihenhauses in Akureyri eingezogen. Es war möbliert, sodass ich nur etwas zum Anziehen, ein paar Bücher und ein paar persönliche Gegenstände mitbringen musste, um es mir wohnlich zu machen. Das Haus war natürlich viel zu groß für mich, aber ich fühlte mich wohl darin. Der Unterschied zu dem kleinen Apartment, das ich in Reykjavik besaß, hätte nicht größer sein können. Es war so mit Krempel voll gestopft, dass man kaum durchkam; alle möglichen Dinge, die ich im Lauf der Zeit um mich herum angesammelt hatte, vor allem während des Studiums in Island und in den USA, lagen herum. In diesem Reihenhauses waren die Decken hoch und die Zimmer geräumig. Nirgends alter Krempel, der mich an mein früheres Leben erinnerte.

Das ist richtig, mein früheres Leben. Es kam mir so vor, als habe ein neues Leben begonnen. Ich hatte nie zuvor für einen

Großkunden dieser Art gearbeitet, und mir war klar, dass es sich äußerst lukrativ gestalten konnte, wenn man die Sache nur richtig anpackte. Ich würde meine Darlehen zurückzahlen und mir eine größere Wohnung und sogar ein anständiges Auto leisten können.

Und dann war da auch noch Betty.

Nie zuvor hatte ich Sex mit einer Frau wie Betty gehabt. Mit der Zeit wurde mir klar, dass ich sie liebte. Ich sagte ihr, dass es Liebe auf den ersten Blick gewesen war, als sie den Saal betrat. Als ich den Vortrag hielt und sie anschließend auf das Podium kam und mich ansprach.

Als wir an dem bewussten Abend, an unserem ersten Abend, im Hotel Saga gemeinsam im Bett lagen, hielt sie meine Hand und sagte, sie hätte sich nie zuvor so gut gefühlt. Ich hätte sie glücklich gemacht. Mich beschlich das Gefühl, dass sie nicht sehr oft glücklich war. Ich erzählte ihr ganz genau, was in mir vorgegangen war von dem Augenblick an, als ich sie erblickte. Sie lachte daraufhin und erklärte, sie hätte es mir ansehen können, dass ich keine Probleme machen würde. »War es so offensichtlich?«

»Vielleicht liegt es an deiner Ehrlichkeit«, sagte sie. »Ich wollte, ich wäre so. Ich wollte, ich wäre ehrlich.« »Bist du es nicht?«

»Liegen wir nicht hier im Bett, und mein Mann ist in Akureyri?«

»Dann kann ja wohl auch bei mir keine Rede von Ehrlichkeit sein«, sagte ich.

»Vielleicht sind wir uns ähnlicher, als du denkst«, entgegnete sie.

»Vielleicht«, sagte ich.

Und vielleicht waren wir das. Ich weiß bloß, dass ich mich in ihren Armen wohl fühlte, als diese eigentümliche und gefährliche

Beziehung ihren Anfang nahm.

Sie sprach auf dieser Party gerade mit einem der Minister und seiner Frau und musste irgendetwas Witziges gesagt haben, denn der Minister wieherte vor Lachen, während seine Frau sich die Hand vor den Mund hielt, als sei der Witz hart an der Grenze gewesen.

»Langweilst du dich nicht entsetzlich?«, fragte sie mich, als sie sich zwischen all den Gästen hindurchgeschlängelt hatte und endlich bei mir stehen blieb.

»Entsetzlich«, sagte ich. Ich stand herum wie Falschgeld und hielt mich etwas abseits neben einem großen Barschrank. Niemand von den Gästen kannte mich, ich kannte niemanden, und außerdem habe ich im Grunde genommen wenig für derartige Partys übrig. Höflicher Smalltalk über völlig belanglose Dinge lag mir nicht. Leo blieb einen Augenblick bei mir stehen und erkundigte sich, ob alles in Ordnung sei, und dieser Fernsehstar fragte mich, ob ich ihm sagen könnte, wo in diesem Haus die Toiletten seien. Ich antwortete ihm, dass es meines Wissen vier gab, ich aber nicht wüsste, wo sie genau seien.

»Gehst du anschließend nach Hause?«, fragte Bettý.

»Ich fahre erst nach dem Wochenende wieder zurück nach Reykjavík.«

»Es ist vielleicht ein bisschen schwierig hier in dieser Kleinstadt. So wenige Leute, und alle spionieren hier hinter allen her und drücken sich die Nasen an den Scheiben platt.«

Sie zündete sich eine Zigarette an und inhalierte tief.

»Ich kann mir aber nicht vorstellen, dass irgendjemand einen Verdacht hegt«, flüsterte sie, und ich sah, dass sie lächelte.

Sie kam später am Abend zu mir, und diesmal gab es keine Gespräche, kein Zögern, nur heiße Leidenschaft, viele Stunden.

»Was hast du da in diesem Unternehmen gemacht?«, fragte Albert und rückte seine Krawatte zurecht. »Was war dein Aufgabenbereich?«

Er sah mich aufmerksam an. Baldur saß neben ihm und hatte bisher sein Taschentuch noch nicht hervorgezogen. Sie hielten sich kerzengerade auf ihren Stühlen. Das Aufnahmegerät lief. Keiner rauchte. Keiner sagte etwas, was nicht genau in ein Verhörzimmer passte. Sie waren sehr formell. Sehr ernst. Ich blickte in Richtung Spiegel und wusste, dass sich dahinter jemand befand, vor dem sie Manschetten hatten.

Ich wandte meine Blicke von dem Spiegel ab und versuchte, es ihnen zu erklären. Es hatte zwar überhaupt nichts mit dem zu tun, was geschehen war, aber falls sie tatsächlich der Meinung waren, dadurch wichtige Informationen zu sammeln, wollte ich sie nicht daran hindern. Ich berichtete ihnen von meinem Spezialgebiet, den internationalen Verträgen. Ich nannte ihnen das Thema meiner Examensarbeit über die isländische Fischerei und die Europäische Union. Ich sagte ihnen, dass Tómas Ottósson Zöega meinen juristischen Beistand gebraucht hätte, weil er beabsichtigte, Fischereiunternehmen in England und Deutschland aufzukaufen, und dass ich eine Zeit lang, als sein Interesse an derlei Geschäften besonders stark gewesen war, eng mit ihm zusammengearbeitet hätte. Ich war auch daran beteiligt gewesen, Verhandlungen mit einigen großen Lebensmittelketten wegen Belieferung mit Frischfisch zu führen. Man konnte es ihnen ansehen, dass sie das nicht sonderlich spannend fanden. Baldur warf aus den Augenwinkeln heraus immer wieder Seitenblicke zum Spiegel, und als er wieder zu mir herüberschaute, sah ich, wie er ein Gähnen unterdrückte.

Ich erzählte ihnen, dass mir sowohl in der Hauptniederlassung

in Akureyri als auch in Reykjavik ein Büro zur Verfügung gestanden hatte und dass ich oft und lange mit Tómas im Ausland gewesen war.

»War seine Frau auch mit dabei?«, fragte Albert, der offenbar genug von geschäftlichen Einzelheiten hatte.

»Manchmal«, sagte ich. »Manchmal auch nicht. Es waren sehr viele Reisen. Aber ich kann mich an einige erinnern, wo sie Tómas begleitet hat.«

»Und was war ... ?«

»Wer ist da hinter dem Spiegel?«, unterbrach ich das seriöse Verhör. Ich blickte auf den Spiegel. »Wer versteckt sich hinter dem verspiegelten Glas?«

Die beiden starrten mich an.

»Niemand«, behauptete Baldur. »Was war deine Aufgabe bei diesen Auslandsreisen?«

»Doch«, beharrte ich. »Da ist doch jemand auf der anderen Seite, sonst wärt ihr nicht so gestresst.«

Ich weiß nicht, wie lange ich schon in Untersuchungshaft war, und ich weiß nichts darüber, welchen Einfluss ein langfristiger Gefängnisaufenthalt auf den Betroffenen hat. Wahrscheinlich waren es wohl etwa zwei Wochen gewesen, und so langsam bekam ich das Gefühl, als müsste ich bis an mein Lebensende dort bleiben. Fünf Wochen waren verhängt worden, aber ich wusste, dass diese Zeitspanne nach Belieben verlängert werden konnte. In den schlimmsten Fällen hatten sich Leute über ein Jahr in Untersuchungshaft befunden. Ich nehme an, dass vom Standpunkt der Polizei aus gesehen genau das der Vorteil bei einer Untersuchungshaft ist. Früher oder später geben die Leute alles Mögliche zu, bloß um da raus und wieder nach Hause zu können, oder wenigstens in ein anderes Gefängnis, oder wohin auch immer, bloß raus. Ich hatte nichts

gestanden, verspürte aber allmählich das Bedürfnis, es zu tun.

»Können wir weitermachen?«, fragte Albert.

»Erst, wenn ihr mir sagt, wer hinter der Scheibe ist«, erwiderte ich. »Ich will nicht, dass man mich bespitzelt.«

»Niemand ist hinter der Scheibe«, sagte Baldur ernst.

»Warum kriegt ihr dann solche Schweißausbrüche?«

Ich trug keine Handschellen. Als sie mich die ersten Male aus der Zelle zum Verhör führten, waren mir immer Handschellen angelegt worden, aber das war jetzt schon lange nicht mehr der Fall, wahrscheinlich, weil ich nie Theater gemacht habe.

Beide schauten auf den Spiegel. Ich stand auf. Albert warf mir einen Blick zu und sprang auf.

»Setz dich«, befahl er.

Baldur hatte sich ebenfalls erhoben.

»Setz dich bitte wieder«, sagte er ruhig.

Ich starrte angestrengt in den Spiegel, sah aber nur unser Spiegelbild in diesem kleinen, engen Raum mit den abgetretenen Kunststofffliesen auf dem Boden, dem abgestandenen Zigarettenqualm und den Wänden, die so aussahen, als seien sie nur ein einziges Mal gestrichen worden, und zwar direkt nach dem Bau des Hauses.

»Wer bist du?!«, rief ich in den Spiegel hinein.

Albert wollte mich packen, aber ich machte einen Satz auf die verspiegelte Scheibe zu und hämmerte mit geballten Fäusten auf sie ein. Ich schlug mit der Stirn dagegen und schrie laut: »Wer bist du, du Scheißkerl?«

Ich spürte, wie sie mich packten, irgendwelche Polizeikniffe beherrschten sie wohl, denn plötzlich lag ich bäuchlings auf dem Boden und bekam keine Luft. Ich hatte das Gefühl, sie würden mir die Arme auskugeln. Ich spürte, wie sich die Handschellen

um meine Handgelenke schlossen. Ich schrie die ganze Zeit. Auch als sie mich den Korridor entlang in meine Zelle schleiften und noch lange, nachdem sie die Tür zugeschlagen hatten.

Ich lag auf dem Boden und heulte hemmungslos. Wie konnte das geschehen? Wie konnte ich zulassen, dass so etwas geschah? Warum ich? Was hätte ich tun sollen? Was hätte ich tun können?

Und Betty. Der Duft von Betty.

Dieses unstillbare Verlangen nach ihr.

Wie konnte es geschehen?

Wie konnte ich zulassen, dass es geschah?

Unsere Liaison hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit meinen früheren Beziehungen. Nicht, dass ich über große Erfahrung verfügte, aber ich habe ein paar sehr gute Freundinnen gehabt, besonders eine, die ich während meines Studiums in den Vereinigten Staaten kennen lernte, aber wir waren nicht lange zusammen. So etwas ist ja heutzutage keine Seltenheit. Ich hatte keine Lebenspartnerin gefunden, und darauf war ich auch keineswegs sonderlich erpicht. Ich fand, dass dazu noch genug Zeit war. Mit Bettý änderte sich das schlagartig.

Unser Liebesleben hielten wir streng geheim. Mir war es zwar gleichgültig, ob die ganze Welt von unserer Beziehung wusste, aber für Bettý kam nichts anderes infrage als äußerste Vorsicht. Tómas Ottósson Zöega durfte uns nicht auf die Spur kommen. Er durfte keinen Verdacht schöpfen, dass etwas hinter seinem Rücken gespielt wurde. Im Hotel haben wir uns nur dieses eine Mal getroffen, nur diese erste Nacht. Sie kam zu mir nach Hause, wenn feststand, dass Tómas in Akureyri beschäftigt war, und wir trafen uns in dem Reihenhaushaus in Akureyri, wenn Tómas geschäftlich in Reykjavík oder im Ausland zu tun hatte. Häufig nahm er Bettý mit, wenn er ins Ausland reiste, und manchmal, wenn die geschäftlichen Belange es erforderten, begleitete ich sie. Dann machten Bettý und ich uns einen Spaß daraus, ganz formell miteinander umzugehen, beinahe so, als würden wir uns gar nicht kennen. Manchmal schlich sie sich zu mir aufs Hotelzimmer, und wir liebten einander sozusagen direkt vor Tómas' Nase.

Sie war extrem in ihren Bedürfnissen und brachte mir bei, es ebenfalls zu sein. Sex war himmlisch, und Dinge, von denen ich

keine Ahnung gehabt hatte, lösten eine Lust und eine Befriedigung in mir aus, wie ich sie nie zuvor erlebt hatte. Manchmal wollte sie, dass wir uns Pornos anschauten, während wir uns liebten. Viele von den Sexpraktiken, die sie ausprobierte, kannte ich nicht. Mit der Zeit war ich mit allem einverstanden. Sie hatte mich vollständig in ihrer Gewalt.

Anfangs war ich noch etwas zurückhaltend, weil im Grunde genommen alles neu für mich war. Ich wollte nicht zu ungestüm in etwas hineingerissen werden, und außerdem hatte ich in puncto Sex nur wenig Erfahrung. Mein angeborenes Schamgefühl hatte bislang immer einer normalen Beziehung zum weiblichen Geschlecht, zusätzlich zu allem anderen, im Wege gestanden. Dieses Wort kannte Bettý überhaupt nicht. In ihrem Bewusstsein gab es keine Scham. Sie war vielmehr daran interessiert, sowohl mich als auch sich selbst genau zu erforschen und uns beide zusammen, und keine Stelle des Körpers war vor ihren Fingern und ihrer unersättlichen Zunge sicher.

Bettýs Art und Benehmen faszinierten mich, weil sie so anders war als ich. Sie war offen und direkt, sie war amüsant und genoss das Leben, als sei jeder Tag ihr letzter. Ich hingegen war viel verschlossener oder vielleicht auch nur vorsichtiger, und wohl immer noch letzten Endes im Ungewissen darüber, wer ich war und was ich war, alles Fragen, mit denen ich mich herumgeschlagen habe, seit ich denken kann. Bettý kannte keine Zweifel. Sie lebte nur für den Augenblick. Die Vergangenheit lag hinter ihr und interessierte sie nicht mehr. Die Zukunft war eine spannende Welt der Eroberungen und Pioniertaten.

Es war beunruhigend und erregend zugleich, Tómas Ottósson sozusagen gleich nebenan zu wissen. Bettý betrog ihren Mann

mit mir, und schon allein das schien ihren sexuellen Genuss zu erhöhen. Zwar bestand ständig die Gefahr, dass wir entdeckt würden, aber es hatte den Anschein, als würde sie es genießen. Ich ließ mich mitreißen. Tómas Ottósson Zöega war mir gleichgültig. Es war mir im Grunde genommen völlig egal, ob er dahinter kommen würde. Ich versuchte, Bettý zu überreden, ihn zu verlassen, aber davon wollte sie nichts hören. Ich wusste, warum. Ich wusste, dass ich ihr nichts bieten konnte, was es mit seinem Geld aufnehmen konnte.

Sie war meine Geliebte und mit der Zeit auch meine beste Freundin. Sie schien mich besser zu verstehen als irgendjemand anderes. Sie half mir über Zweifel und Ängste hinweg und brachte mir bei, dass es keine Rolle spielt, was man ist, sondern nur, wie man ist.

Ich hatte auch nichts gegen den Reichtum, er war angenehmer, als ich mir jemals hätte vorstellen können. Vielleicht, weil es so neu für mich war, so fremd, dass man so viel ausgeben konnte, wie man wollte, ohne sich um den Kontostand sorgen zu müssen, immer war genug Geld vorhanden. Ich bin überzeugt, dass niemand, der dieser Versuchung in gleichem Maße ausgesetzt worden wäre, hätte widerstehen können. Vorher besaß ich nichts als fällige Ratenzahlungen und ein altes klappriges Auto - und jetzt zahlte ich das gesamte Darlehen auf einmal zurück und gab mich hemmungslos dem Konsum hin. Nichts war mehr zu teuer für mich, und Dinge, die ich mir früher nie hätte leisten können, gelangten plötzlich wie von Zauberhand in meinen Besitz. Es wurde in meinem Fall geradezu zu einer Sucht und hatte sicher in mancher Hinsicht entscheidenden Einfluss darauf, was später geschah.

Bettý führte mich in diesen Lebensstil ein. Sie eröffnete mir eine neue und schöne Welt, und langsam, aber sicher wurde mir

klar, dass ich bereit war, alles für sie zu tun.

*

Ich weiß noch ganz genau, wie sie lachte, als ich allen Ernstes anfang, sie überzeugen zu wollen, dass sie Tómas Ottósson verlassen sollte.

Wir waren bei mir zu Hause in Reykjavik. Die beiden waren wegen einer Einladung in die Hauptstadt gekommen, und sie konnte auf einen Sprung bei mir hereinschauen. Sie hatten das Haus im Þingholt-Viertel bezogen. Unsere Affäre dauerte schon fast ein halbes Jahr. Tómas Ottósson Zöega war die meiste Zeit in Akureyri und vergrößerte sein Imperium. Meist war ich zwei Tage in der Woche bei ihm, aber den Rest der Zeit in Reykjavik. Bettý war frei wie ein Vogel. Der Flug von Akureyri nach Reykjavik dauerte nur vierzig Minuten. Ich glaube nicht, dass Tómas einen Verdacht hegte. Zumindest war ihm nichts anzumerken. Mir gegenüber verhielt er sich immer kühl und reserviert. Er erkannte sehr bald, dass ich ihm von Nutzen sein konnte, aber unsere Verbindung war völlig unpersönlich. Es hatte immer den Anschein, als sei ich ein Fremdkörper in seinem Leben, was in gewisser Hinsicht auch zutraf. Manchmal hatte ich das Gefühl, dass ich ihm aufgezwungen worden war.

»Ich versteh überhaupt nicht, was du meinst«, erklärte Bettý, als ich das ihr gegenüber erwähnte.

»Ich habe manchmal den Eindruck, dass er sich eine ganz andere Art von Partner vorgestellt hat, um diesen Bereich für ihn abzudecken«, sagte ich.

»Eine ganz andere Art von Partner«, ahmte Bettý mich nach. »Manchmal kannst du deinen juristischen Hintergrund wirklich nicht verleugnen.«

»Mag sein, aber ich habe nun einmal diesen Eindruck.«

»Quatsch«, sagte sie. »So verhält er sich allen gegenüber,

denen er Gehälter zahlen muss. Er stellt sich immer an, als müsse er sich das privat aus der Tasche ziehen. Männer wie Tozzi denken bloß an Geld. Geld ist der einzige Maßstab, und wenn du imstande bist, die Kassen noch mehr zum Klingeln zu bringen, könntest du von ihm aus auch gerne ein Zirkusäffchen sein.«

»Warum bist du mit ihm zusammen?«

»Wie meinst du das?«

»Was treibst du da eigentlich mit ihm?«

»Fang doch nicht schon wieder mit diesem langweiligen Zeugs an«, sagte sie.

»Warum verlässt du ihn nicht?«, fragte ich.

»Sind wir nicht... ?« Sie zögerte. »Willst du wirklich wieder über dieses leidige Thema reden? Ich dachte, das hätten wir ausdiskutiert.«

Sie saß in ihrer eleganten Garderobe auf meinem Sofa und trank einen Drambuie auf Eis. Sie kam von einem Cocktailempfang, den sie vorzeitig verlassen hatte, und war auf dem Weg zu einer Dinnereinladung, wo sich Tómas ebenfalls einfinden würde. Wenn sie nach Reykjavik kamen, waren sie ständig eingeladen. Wir hatten nicht viel Zeit. Ich sah sie an. Sie war immer begehrenswert. Immer unwiderstehlich.

»Du könntest es, wenn du wolltest«, sagte ich. »Alle möglichen Leute machen Schluss. Er ist so viel älter als du. Für mich ist der Gedanke daran, dass ihr zwei zusammen seid, unerträglich. Er hat dich nicht verdient.«

Ich liebte Bettý. Ich wollte nicht, dass sie mit irgendjemand anderem intim war, und vor allem nicht mit Tómas. Ich wollte sie für mich. Ich wollte für sie sorgen. Immer mit ihr zusammen sein. Sie lieben. Ich verachtete ihn, weil er Hand an sie legte, und wünschte mir nichts sehnlicher, als dass sie Schluss mit ihm

machte. In den ersten Monaten hatte ich nicht darüber reden mögen, aber je mehr Zeit verstrich, desto mehr beschäftigte ich mich mit diesem Gedanken. Vielleicht war es purer Egoismus. Unsere Beziehung hatte nicht unter der Voraussetzung begonnen, dass sie ihn verließ. Es war ein Wunsch, den ich erst vorgebracht hatte, nachdem wir zusammen waren. Ein Wunsch meinerseits. »Red doch nicht so«, sagte sie.

»Warum nicht, Bettý? Ich weiß, dass du unter ihm leidest. Er ist ein brutaler Kerl und insofern genau wie alle anderen brutalen Kerle, nur mit dem Unterschied, dass er steinreich ist. Warum kannst du ihn nicht verlassen? Wir könnten zusammen leben. Du könntest zu mir ziehen. Hierher. Ich könnte mehr arbeiten.«

Sie schwieg und ließ ihre Blicke durch meine Wohnung schweifen. Dann sah sie mich an, und ihr Gesichtsausdruck gab zu verstehen, dass sie mich zutiefst bemitleidete. Es war das erste Mal, dass ich ihr so etwas wie eine Szene machte. Wir hatten das eine oder andere Mal über ihre Verbindung zu diesem Mann gesprochen, und ich wusste, dass sie nicht glücklich war. Sonst wäre sie ja auch nicht mit mir zusammen. Jedenfalls redete ich mir das ein, wusste aber wohl, dass ich mich da auf ein gefährliches Terrain begab. Bettý genoss das Leben in vollen Zügen. Unsere Beziehung war in Ordnung, solange sie ihren Spaß daran hatte.

»Und wie passe ich in dieses Bild? Bin ich nur ein kleiner Zeitvertreib? Eine kleine Abwechslung?«

»Warum redest du so abfällig über dich, Liebling«, sagte sie und zündete sich eine Zigarette an.

»Geht es also nur um das Geld, ohne das du nicht sein kannst?«

»Nein«, sagte sie in besänftigendem Ton. »So simpel ist die Sache nicht. Du tendierst dazu, alles zu vereinfachen.«

Sie überlegte eine Weile und fuhr dann fort.

»Okay, gehen wir mal davon aus, dass es so wäre. Gehen wir davon aus, dass es des Geldes wegen ist. Was würdest du tun? Und sei jetzt bitte nicht kindisch. Was würdest du an meiner Stelle tun? Natürlich könntest du die Beziehung irgendwann beenden, aber wärst du auch imstande, dich auch von all dem lossagen, was mit solchem Reichtum verbunden ist? Könntest du das?«

Früher hätte ich sie wahrscheinlich wegen dieser Einstellung verachtet, aber inzwischen war mir klar, worüber sie sprach. Ich verstand sie. Ich verstand all das, was sie über Lebensstil und Vermögen sagte, über Reichtümer, die es einem gestatteten, in fürstlichem Luxus zu leben und von den Ängsten befreit zu sein, ob man sich etwas leisten kann oder nicht. Es war mir nicht möglich, Bettý zu verachten. Ganz im Gegenteil. Ich verstrickte mich mehr und mehr in den Netzen, mit denen sie mich umgab. Es war sozusagen unser Honeymoon, und ich himmelte sie an und lag ihr zu Füßen. Ich betete sie an.

»Und wir?«, fragte ich und fuchtelte theatralisch mit den Armen. »Spielst du nicht mit dem Feuer? Was geschieht, wenn er uns auf die Schliche kommt? Wenn er herausfindet, dass du und ich etwas miteinander haben?«

Sie sah mich lange an, ohne ein Wort zu sagen.

»Glaubst du, dass er von uns weiß?«, fragte ich.

»Nein«, sagte sie. »Ausgeschlossen. Niemand weiß von uns. Und niemand darf von uns wissen. Niemals! Verstanden?«

Sie verstummte eine Weile.

»Er macht doch genau dasselbe«, sagte sie dann. »Er treibt es nur noch viel, viel schlimmer.« »Genau dasselbe?« »Er geht auch fremd«, sagte Bettý. »Woher weißt du das?« »Er hat es mir selber gesagt.« »Hat er dir das wirklich gesagt?«

»Er gibt damit an. Er sagt es mir offen ins Gesicht und brüstet sich damit. Vergleicht mich mit denen.« »Wie bitte?«

»So ist er halt. Für ihn ist das alles ein Big Game, superspannend und lustig. Sein Jagdinstinkt. Er erzählt seinen Freunden von seinen tollen Trophäen. Ich weiß es, denn Leo hat es mir erzählt.«

Ich wollte mich über Tómas aufregen, aber in dem Augenblick hatte sie sich wieder gefasst. Sie sah mich an, und ich begriff, dass wir nicht besser waren. Sie lächelte mich an.

»Und wie läuft das denn ... gibt es da zwischen euch so was wie eine Vereinbarung?«, fragte ich.

»Vereinbarung? Nein, es gibt keine Vereinbarung. Er setzt seinen Willen durch, und ich wiederum tu das, was mir passt.«

»Er darf bloß nichts davon wissen?«

»Nie und nimmer«, sagte Bettý und wurde wieder ernst. »Er würde völlig ausrasten. Er ist imstande, etwas völlig Verrücktes zu tun, wenn er von unserer Beziehung erfährt. Er ist völlig unberechenbar. Gewalttätig. Ich habe es erlebt. Du hast gesehen, was er für Waffen in seinem Büro hat.«

Sie strich sich über die Schläfe.

»Du würdest doch eine Abfindung bekommen, wenn du ihn verlassen würdest« sagte ich. »Er könnte dich nicht einfach ohne einen Cent auf die Straße setzen.«

»Ich habe dir gesagt, dass du mir nicht mit irgendwelchen kindischen Argumenten kommen sollst. Es ...«

Sie verstummte.

»Was?«

»Wenn ich ihn verlasse, kriege ich keine müde Krone. So viel steht fest.«

»Aber du hast doch gesagt, dass er dieses Testament

gemacht und dafür gesorgt hat, dass du hinlänglich versorgt bist, falls er eines plötzlichen Todes sterben würde. Deutet das nicht darauf hin, dass es ihm keineswegs egal ist, was aus dir wird?«

»Er ist im Begriff, seine Meinung zu ändern.« »Wieso das denn?« »Ich weiß es nicht. Ich spüre es nur.« »Hat er etwas angedeutet?«

»Nein, aber ich weiß, dass er das Testament ändern will. Ich spüre es einfach.«

»Ich finde deine Beziehung zu ihm ... ich finde, das ist so ... dreckig, und so unwürdig«, sagte ich.

»Ich kenne Beziehungen, die viel, viel unwürdiger sind«, sagte sie lächelnd, und dann brach das Lachen aus ihr heraus. »Guck doch nicht so verbiestert«, sagte sie, und ihr heiseres Lachen entlockte mir schließlich ein Lächeln.

»Du bist verrückt«, sagte ich.

»Wenn du bloß wüsstest...«

Wenn du bloß wüsstest.

Wenn ich daran denke, worüber wir geredet haben, bevor alles in Gang gekommen und nicht mehr rückgängig zu machen war, gehen solche Sätze wie Tellerminen in meinem Kopf hoch. War damals der Plan bereits ausgereift? Stimmte es, was sie über das Testament behauptete? Ich weiß nicht, ob sie mir etwas vorgelogen hat. Der Gedanke kam mir überhaupt nicht in den Sinn. Als schließlich eine Lüge nach der anderen ans Licht kam, war es zu spät.

Ich habe genügend Zeit gehabt, um über das nachzudenken, was geschehen ist, und mich damit zu quälen. Bettý wird mir immer ein Rätsel bleiben. Ich weiß, dass ich niemals begreifen werde, wer sie ist. Ich war nicht so vorausschauend wie sie. Ich sah nie das Fernziel. Dazu vertraute ich ihr viel zu sehr. Ich sah nie das Gesamtbild, sondern nur mich als winzigen Punkt auf Bettýs Landkarte, von dem ich aber nicht wusste, wo genau er zu finden war. Das sah ich erst, als es zu spät war. Ich vertraute ihr.

Ich hätte ihr sogar mein Leben anvertraut.

Kurz nach diesem Gespräch über die Art der Beziehung zwischen ihr und Tómas klingelte es bei mir an der Tür. Ich hatte den ganzen Tag in meinem Büro in Reykjavík verbracht und wusste, dass Tómas und Bettý in der Stadt waren. Ich erwartete keinen Besuch, aber manchmal tauchte Bettý unerwartet auf, und das war an diesem Abend genau der Fall.

Sie hielt sich ein Taschentuch vor das Gesicht.

»Er hat mir das angetan«, schluchzte sie und fiel in meine ausgebreiteten Arme. »Ich dachte, er würde mich umbringen.«

Als ich sie umarmte, spürte ich die Wut in mir hochsteigen. Ich schloss die Tür und führte sie ins Wohnzimmer. Wir setzten uns aufs Sofa, und ich versuchte, ihr das Taschentuch vom Gesicht zu ziehen, aber sie ließ es nicht zu.

»Dieses perverse Schwein«, sagte ich. »Ich habe ihn so oft gebeten, mein Gesicht zu verschonen.«

»Was ist passiert?«

»Ich dachte, er würde nie aufhören! Dieses Arschloch!«

»Du musst ihn verlassen, Bettý. Um Himmels willen, du musst ihn verlassen!«

Am liebsten wäre ich losgestürzt, um Tómas umzubringen. Ihn ganz einfach umbringen. Ich schäumte vor Wut. Das also kriegte er für sein verdammtes Geld. Bettýs blutiges Gesicht.

»Was ist passiert?«

Bettý antwortete nicht.

»Weiß er von uns?«, fragte ich. »Ist er deswegen über dich hergefallen?«

»Nein«, entgegnete sie. »Er weiß nichts. Er hat mich mit dem Kopf gegen die Bettkante gestoßen. Immer wieder. Ich habe ihn angefleht...«

»Wo ist er jetzt?«

»In unserem Haus.«

»Weiß er, wo du hin bist?«

»Nein. Er ist eingeschlafen. Er war betrunken.«

»Was sind das eigentlich für Spiele?«, sagte ich. »Was treibst du da eigentlich mit ihm?«

»Nichts«, sagte sie. »Ich treibe nichts mit ihm. So ist er eben. Er will es so haben. Gib doch nicht mir die Schuld daran!«

»Du hast zugelassen, dass er zu weit geht. Du musst...«

»Gibst du mir die Schuld daran?!«, rief sie und nahm das Taschentuch weg. Das halbe Gesicht war blutverschmiert. An der Augenbraue waren eine Platzwunde und eine Beule, die dunkelblau angeschwollen war. Sie legte das Taschentuch wieder auf die Wunde. Ich stand auf, holte Eis aus dem Gefrierfach, das ich in ein Handtuch wickelte und ihr reichte.

»Das musst du behandeln lassen«, sagte ich. »Du musst zur Ambulanz.«

»Es ist nicht so schlimm«, erwiderte sie.

»So kann es doch einfach nicht weitergehen«, sagte ich.

»Dieses verfluchte Schwein!«

»Du musst Schluss mit ihm machen. Sag ihm, dass es jetzt reicht. Sag ihm, dass du ihn verlassen willst.«

»Vielleicht hat er Verdacht geschöpft«, sagte Betty.

»Hat er das gesagt? Hat er irgendwas angedeutet?«

»Nein, aber ... Er ist noch nie so zügellos, so wütend gewesen«, sagte sie. »Er ist noch nie so weit gegangen. Bestimmt wird er später behaupten, dass es ein Unfall war. Dass es nicht seine Absicht gewesen ist. Dass ich aus Versehen gegen die Bettkante gestoßen bin. Dass ich gestürzt bin.«

»Betty ...«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Mir fehlten sämtliche Worte.

»Selbst wenn ich wollte, ich könnte es nicht«, sagte sie. »Darüber haben wir bereits diskutiert, und ich weiß, dass ich dir ins Gesicht gelacht und dir gesagt habe, dass ich ihn nie verlassen würde, und du glaubst, dass es bloß wegen des Geldes ist. Aber da ist noch so vieles andere, persönliche Dinge. Etwas, was in ihm steckt, in seinem verdammten Ego.

Ich kenne ihn. Ich weiß, er würde es nie dulden, dass ich ihn verlasse. Das hat er zu mir gesagt. Dass er mich nie freigeben würde. Dass wir für immer zusammen wären. Er würde es nicht verwinden, wenn er von uns beiden erführe. Er könnte es nicht ertragen, wenn ich ihn verliesse. Und auf gar keinen Fall, wenn er wüsste, dass es deinetwegen wäre. Du musst das ... Er würde es nie verwinden können.«

Ich starrte sie an.

»Hast du es versucht?«, fragte ich. »Hast du es schon einmal versucht, ihn zu verlassen?« Sie nickte.

»Wirklich? Warum hast du mir nie davon erzählt? Wie ...«

»Ich hatte genug von ihm. Er hintergeht mich nach Strich und Faden. Überall lauern die Weiber in Scharen darauf, ihn mit offenen Armen zu empfangen.«

»Bettý ...«

»Er betrachtet mich als sein Eigentum«, sagte Bettý, »und was er einmal besitzt, lässt er nie wieder los. Das hat er mir gesagt.«

»Dieses verdammte Schwein«, stieß ich zwischen zusammengebißenen Zähnen hervor.

Mir war es völlig ernst. Nie zuvor hatte ich einen solchen Zorn in mir verspürt. Erst in diesem Augenblick wurde mir endgültig klar, wie sehr ich Bettý liebte und wie sehr ich mich danach sehnte, mein Leben mit ihr zu verbringen. Wie sehr ich mich danach sehnte, sie für mich allein zu haben, und welche tiefe und bohrende Eifersucht ich ihrem Mann gegenüber verspürte. Von dieser Stunde an begann ich, Tómas Ottósson Zöega zu hassen.

Dieses Gefühl habe ich nie zuvor einem Menschen gegenüber empfunden, und Bettý war sehr darauf bedacht, es wie ein zartes Pflänzchen zu hegen und zu pflegen.

Nach außen schien die Beziehung zwischen Bettý und Tómas ganz in Ordnung zu sein. Nur ein einziges Mal wurde ich Zeuge davon, dass die beiden über private Dinge sprachen. Zu diesem Zeitpunkt befanden wir uns in einem Londoner Hotel, und sie waren offenbar der Meinung, dass sie auf Isländisch so laut reden konnten, wie sie wollten, weil niemand sie verstand. Tómas führte Vertragsverhandlungen mit einer großen Ladenkette. Ich stand ihm in den Verhandlungen mit Rat und Tat zur Seite, sowohl um zu übersetzen, weil er kaum Englisch konnte, als auch im Zusammenhang mit den Vertragsentwürfen, da war ich in meinem Metier.

Wir hatten vereinbart, uns im Foyer des Hotels zu treffen, um anschließend gemeinsam essen zu gehen. Als ich sie im Foyer nicht finden konnte, ging ich in die Bar, die sich in einem pompösen Saal befand. Es war natürlich eines der renommiertesten Hotels in London, und die Bar bildete die kreisförmige Mitte des Saals. Es gab Trennwände zwischen den einzelnen Sitzgruppen, und in einer von ihnen hörte ich Tómas und Bettý reden. Ich ging den Stimmen nach und wollte mich zu ihnen setzen, aber als mir klar wurde, dass sie sich stritten, blieb ich stehen und lauschte.

»... und ich finde das nicht fair«, hörte ich Tómas sagen. »Ich finde das ziemlich mies von dir.«

»Lass mich in Ruhe.«

»Ich bin gut genug, um dich auszuhalten. Ich bin gut genug, um dich reich zu machen und dir allen Luxus zu bieten, den du dir erträumen kannst, aber mit dir schlafen darf ich nicht.«

»Tómas, ich bin einfach nicht dazu aufgelegt.«

»Du bist schon einen ganzen Monat nicht >aufgelegt<«

»Tómas ...«

»Man könnte fast denken, dass da ein anderer im Spiel ist«, stieß Tómas hervor. »Mein Lieber ...« »Zuzutrauen wär's dir.«

»Sagt der Mann, der sich weigert, mich zu heiraten. Wie lange müssen wir zusammen sein, bis ...«

»So langsam fange ich an zu glauben, dass es richtig war, damit zu warten.«

»Wo ich doch schon angefangen hatte, die Hochzeit zu planen ...«

»Aber ohne auf einen Heiratsantrag zu warten.«

»... als du auf einmal entschieden hast, dass es nicht der richtige Zeitpunkt sei. Wann ist er denn? Wann ist der richtige Zeitpunkt? Sag mir das!«

»Ähm ... möchten Sie einen Drink?«

Einer der Barkeeper stand ganz plötzlich neben mir, und ich zuckte zusammen. Ich ging zu Bettýs und Tómas' Nische und tat, als sei ich gerade erst gekommen.

»Da seid ihr also! Ich ging davon aus, dass wir uns im Foyer treffen würden.«

Tómas schwieg verbissen, während Bettý mich kalt anlächelte und mir ein leeres Glas reichte.

»Manhattan«, sagte sie. »Den kann ich wirklich brauchen. Tómas glaubt, dass ich fremdgehe.« Ich erstarrte.

»Halt die Schnauze«, sagte Tómas.

»Bestimmt mit dir«, sagte Bettý und lachte. Sie wollte ihn provozieren, und es gelang ihr.

»Du dämliche Kuh«, sagte Tómas, stand auf und verließ die Bar. Wir sahen ihn an diesem Abend nicht wieder, und beim Einschlafen dachte ich nur: Wenn Tómas ein gewalttätiger Mensch ist, war es dann nicht äußerst gefährlich, so zu reden,

und noch dazu vor Dritten?

Ich habe Bettý nie danach gefragt. Ich weiß nicht, ob es eine Rolle gespielt hätte. Sie hätte ganz bestimmt eine Antwort parat gehabt. Dieses Gespräch hatte mir aber auch vor Augen geführt, dass Bettý Tómas unbedingt heiraten wollte, auch wenn sie es mir gegenüber mit keinem Wort erwähnte. Er hatte sich geweigert. Er, der sonst alles tat, was sie wollte.

Vielleicht war hier der Anfang.

Klick-klack ... klick-klack ... klick-klack ...

Ich liege da und denke über die Liebe nach. Über Leidenschaft und Sinnlichkeit. Und Egoismus und Eifersucht und diesen ganzen Feuer speienden Berg, den man Hass nennt. Was sind das für Gefühle und wieso beherrschen sie einen mit solcher Intensität? Was führt dazu, dass Liebe und Hass erwachen, so entgegengesetzte, aber doch zum Verwechseln ähnliche Gefühle? Wodurch kommt diese Blindheit zustande, die einem derart den Boden unter den Füßen wegzieht, dass es kein Zurück mehr gibt? Was bringt einen dazu, sämtliche Anzeichen von Gefahr und Charakterfehler zu ignorieren und sich nicht auf sein Gespür für das, was einen ins Verderben stürzt, zu verlassen? Woher kommt diese absurde Weigerung? Weshalb entscheidet man sich die Gefahren zu ignorieren? Ist es die Liebe? Kommt es daher, dass sie einen mit Blindheit schlägt?

Diese Fragen gehen mir während der langen Nächte unentwegt durch den Kopf und verlangen nach Antworten, die ich nicht parat habe, weil ich dazu eine genauere Selbstanalyse machen müsste, als mir lieb ist. Wer traut sich schon, sein Leben unter dem Mikroskop zu betrachten? Wer hat den Mut dazu? Niemand kann eine präzise, gnadenlose und bedingungslose Nabelschau ertragen. Wer behauptet, dass er es kann, lügt.

Obwohl ich es nach besten Kräften zu vermeiden versuche, habe ich trotzdem in diesen langen Nächten nichts anderes zu tun, als mit meinem eigenen fragilen Selbst zu ringen. Auge in Auge mit Teilen meines Wesens konfrontiert zu sein, die so tief verborgen waren, dass ich keine Ahnung von ihrer Existenz hatte. Ich kannte sie nicht und wollte auch am liebsten nichts von

ihnen wissen. Trotzdem liege ich hier und stelle mir diese bohrenden Fragen über Liebe und Hass und diese endlose, abgrundtiefe Finsternis, die mich überhaupt dazu brachte, mich mit dem auseinander zu setzen, was später geschah.

Klick-klack ... klick-klack ... klick-klack ...

Ich höre, wie die Aufseherin näher kommt, an der schweren Stahltür vorbeigeht und sich wieder entfernt. Ich habe das Gefühl, dass es Abend ist. Ich habe jegliches Zeitgefühl verloren. Ich glaube, sie löschen das Licht zu unterschiedlichen Zeiten, um einen zu verunsichern. Manchmal kommt es mir so vor, als fänden die Verhöre nachts statt. Ich weiß es nicht, aber es kommt mir so vor. Dann sind sie meist gereizter als sonst. Als würden sie lieber zu Hause im Bett liegen, als sich mit mir und all dem zu befassen, was ich ihnen nicht sagen will.

Ich weiß nicht, wie viel ich schlafe, und es interessiert mich auch nicht. Irgendwann in dieser Untersuchungshaft ging meine Uhr kaputt. Wenn ich nach dem Datum frage, antworten sie mir, aber trotzdem nicht so, dass ich ihnen unbedingt Glauben schenken könnte. Nur wenn ich meinen Rechtsanwalt treffe, erfahre ich ganz genau, wie die Zeit vergeht. Manchmal kommt es mir auch so vor, als schliefe ich tage-und nächtelang. Mitunter möchte ich auch gar nichts anderes tun und bin wie jemand, der an krankhaften Depressionen leidet und nicht aufwachen will. Will nichts von der Welt um mich herum wissen. Will nur daliegen und so tun, als existierte ich nicht. Als existierte nichts als die Dunkelheit, in die ich mich versenke, bis ich zu ersticken drohe und wieder zur Oberfläche auftauche und nach Luft schnappe.

»Was war zwischen dir und Tómas?«, fragte Dóra im Verhörzimmer.

»Zwischen mir und Tómas?«, gab ich zurück.

»Erzähl uns etwas über ihn.«

Dóra und ihre Ausdrucksweise signalisierten Erdgebundenheit und Zuverlässigkeit. Sie gefiel mir immer besser. Lárus war anders. Er saß grinsend an ihrer Seite, und seinen Blicken nach zu urteilen, schien er mich zutiefst zu bedauern.

»Findest du irgendetwas komisch daran?«, fragte ich und sah ihm ins Gesicht.

Er gab keine Antwort, schüttelte aber den Kopf. Das Aufnahmegerät lief. Hinter der verspiegelten Scheibe war niemand. Dóra rauchte, das hatte sie nie zuvor getan. Sie bot mir eine Zigarette an, aber ich lehnte dankend ab. Lárus musste zur Toilette. Er schaltete das Gerät aus und ging hinaus. Dóra blickte ihm nach.

»Männer sind doch irgendwie blöde«, erklärte sie.

Zum ersten Mal seit langer Zeit lächelte ich. Wir schauten einander in die Augen, und einen Augenblick hatte es den Anschein, als wolle sie etwas sagen, aber dann unterließ sie es. Während sie rauchte, saßen wir schweigend da, bis Lárus zurückkehrte.

»Können wir darüber reden, als Tómas über dich hergefallen ist?«, fragte er.

»Tómas?«

»Soweit wir wissen, hat er dir Gewalt angetan«, sagte Lárus.
»Was hast du dazu zu sagen?«

Ich blickte von einem zum anderen. Niemand wusste, dass Tómas über mich hergefallen war. Niemand außer Bettý. Was hatte sie ihnen erzählt? Was hatte sie ihnen aufgetischt? Wie hatte sie mich bei ihnen angeschwärzt?

»Ihr dürft nicht alles glauben, was sie sagt«, erklärte ich. »Ihr dürft nicht alles glauben, was Bettý sagt.«

»Du brauchst uns nicht zu sagen, was wir zu tun und zu lassen haben«, sagte Lárus.

»Was ist zwischen Tómas und dir vorgefallen?«, fragte Dóra, und ich hörte ihren Worten an, dass sie versuchte, vorsichtig und rücksichtsvoll zu sein.

»Nichts«, sagte ich. »Ihr dürft nicht alles glauben, was Bettý sagt.«

Sie wechselten einen Blick.

»Wo ist sie?«, fragte ich. »Wann habt ihr mit ihr gesprochen?«

Sie sahen mich an und schwiegen. »Was hat sie gesagt? Wo ist Bettý?« Keine Antwort. »Beruhige dich«, sagte Dóra.

»Ich denke nicht daran, mich zu beruhigen«, erwiderte ich. »Beruhig dich lieber selber.«

»Wir sind dir keine Erklärung schuldig, wie wir in dieser Ermittlung vorgehen«, sagte Lárus. »Erzähl uns jetzt davon, wie Tómas dich angegriffen hat. Du bist zu ihm nach Hause gegangen, was ist da vorgefallen?«

»Nichts«, sagte ich. »Ich sage euch gar nichts. Lasst mich in Ruhe. Ich möchte wieder in meine Zelle. Ihr dürft nicht glauben, was Bettý euch erzählt. Glaubt es bloß nicht.«

Lárus war nicht zu bremsen. Er ging davon aus, dass er mich mit Bettýs Aussage festnageln könnte. Dóra fasste ihn beim Handgelenk und gab ihm ein Zeichen. Ich durfte in meine Zelle zurückkehren.

Ich liege im Dunkeln und höre, wie sich die Schritte entfernen.

Klick-klack ... klick-klack ... klick-klack ... Wer bin ich?

Warum kann ich nicht wie alle anderen sein?

Immer wieder kreisen meine Gedanken um die Frage, wie alles angefangen hat.

War es schon, bevor Bettý und ich uns kennen lernten, oder war es erst, nachdem wir zusammen waren? Vielleicht hat sich diese Idee in ihr eingenistet, nachdem wir angefangen hatten, Tómas zu betrügen. Vielleicht war sie der Meinung, dass sie, wenn sie mit diesem Betrug durchkam, auch mit etwas anderem und Schwerwiegenderem durchkommen würde.

Vielleicht geschah es an dem Abend, als der Winter draußen um den Palazzo im Pingholt-Viertel tobte und wir uns in dem großen Ehebett mit der seidenen schwarzen Bettwäsche liebten. Wie gesagt: Ich weiß nicht, wo und wann es seinen Anfang nahm, aber ich erinnere mich, wann mir diese Idee zuerst zu Ohren kam. Zu Hause bei Bettý im Palazzo, in einer langen Winternacht. Wir liebten uns und hatten keine Eile. Sie hatte überall im Schlafzimmer Kerzen aufgestellt, deren sanftes Licht über Wände und Decke flackerte. Draußen blies ein eisiger Nordwind mit scharfen Schneeschauern, die gegen das Haus peitschten.

Der Orgasmus durchfuhr meinen Körper wie Millionen winziger wonnevoller Stromstöße, und ich sank erschöpft in die Kissen. Vielleicht schlief ich ein. Zumindest kann ich mich erst wieder daran erinnern, wie Bettý im seidenen Hausmantel auf der Bettkante saß und mit mir sprach.

»Über eins musst du dir im Klaren sein«, sagte sie zu mir. »Tozzi wird mich nie freigeben. Unsere Beziehung, du verstehst, das, was wir beide miteinander haben, das kann nie mehr werden, als es jetzt ist. Verstehst du?«

Ich gab ihr keine Antwort.

»Es ist dir doch klar?«

Da war wieder dieser Eifer, der mir schon früher aufgefallen war. Sie hatte eine Zigarette zwischen den Fingern und inhalierte tief.

»Meiner Meinung nach gibt es keine Notwendigkeit dafür, dass es so ist«, sagte ich nach langem Schweigen. »Ich glaube nicht, dass du diesen Mann liebst oder überhaupt irgendein Interesse an ihm hast.«

»Wir sind seit vielen Jahren zusammen«, entgegnete sie. »Tozzi hat viele gute Seiten. Es ist bloß ...«

»Er prügelt dich«, sagte ich. »Er erniedrigt dich vor seinen Freunden. Du betrügst ihn. Mit mir! Was glaubst du, wie er das finden würde? Und was für eine Beziehung ist das, die auf Lug und Trug und Misshandlungen und gigantischen Reichtümern aufgebaut ist und sonst gar nichts?«

»Das mit uns darf er nie erfahren«, sagte Bettý. »Niemals. Du weißt, wie er ist. Er besteht nur aus Männlichkeit und Geldgier und egoistischen Trieben und ... er würde es nicht ertragen, wenn er wüsste, was wir hier machen ...«

»Wir würden es schon überleben.«

Wir schauten einander in die Augen, und es verging geraume Zeit, bevor sie die Worte fallen ließ, die alles veränderten. Mittlerweile weiß ich, dass ihr diese Idee nicht zu jener Stunde kam, obwohl sie so tat, als sei es ihr an diesem Ort und zu dieser Stunde eingefallen, weil meine Worte ihr einen Anlass gegeben hatten.

»Und was wäre, wenn ihm etwas zustoßen würde?«, sagte sie und zog an ihrer griechischen Zigarette.

»Wenn ihm etwas zustoßen würde?«, wiederholte ich.

»Ja, ihm könnte etwas passieren«, sagte sie. »Was meinst du

damit?«

»Ich weiß es nicht«, sagte sie. »Ein Autounfall. Irgendwas.«

Wir schwiegen.

»Wieso sollte ihm etwas zustoßen?«, fragte ich. »Wovon redest du eigentlich?«

»Nichts«, sagte sie. »Vergiss es einfach.« Sie lächelte.

»Vergiss es«, wiederholte sie.

Das war aber keineswegs das, was sie meinte, so viel war mir klar. Sie wollte durchaus nicht, dass ich es vergaß. Sie sagte es zwar, aber sie meinte es nicht.

Damit hatte sie eine neue Dimension in unsere Beziehung gebracht, und danach war nichts mehr wie früher. An diesem Abend sprachen wir nicht mehr darüber und auch nicht, als wir uns das nächste Mal trafen und viel entspannter sein konnten, wie immer, wenn Tómas im Ausland war. Einen ganzen Monat lang gingen wir mit keinem Wort darauf ein. Alles war wie immer, aber trotzdem irgendwie völlig verändert. Auf jeden Fall, was mich betraf. Mit diesen Worten war eine gewisse Unschuld verloren gegangen. Die Welt war anders geworden. Wenn ich Tómas Ottósson Zöega zu Besprechungen traf, betrachtete ich ihn mit anderen Augen. Er war mir nie sympathisch gewesen, und außerdem hatte ich ja eine leidenschaftliche Beziehung mit seiner Frau, und mit ihm war bestimmt nicht gut Kirschen essen. Aber mit der Zeit hörte ich auf, Angst vor ihm zu haben, Tómas war unmaßgeblich für mich geworden, es war, als sei seine Macht bereits in meine Hände übergegangen, obwohl nichts geschehen war und nichts geschehen würde. Allein die Vorstellung reichte schon.

Was wäre, wenn Tómas irgendetwas zustoßen würde?

Eine unschuldige Frage mit vielen Facetten. Was dann?

Natürlich hätte es nie etwas anderes als nur eine Idee sein sollen, die überhaupt nicht ernst gemeint war. Sie hätte nie und nimmer irgendwelche Konsequenzen haben dürfen. Aber Bettý hatte eine Perspektive eröffnet, die mir seitdem nicht mehr aus dem Sinn ging und mit der Zeit, egal wie absurd das im Nachhinein klingt, für mich in meiner Situation zu so etwas wie einem Vorteil wurde. Das ging aber keineswegs von heute auf morgen, sondern entwickelte sich über einen langen Zeitraum hinweg. Es geschah, weil uns zum Schluss kaum noch ein anderer Ausweg blieb. Es geschah aus meiner Liebe zu Bettý heraus, aus Eifersucht und wegen des Geldes, das auf dem Spiel stand.

Aber in erster Linie geschah es wegen Bettý, denn sie wusste nur zu genau, wie man mich bearbeiten musste.

Wenn ich das so sage, bin ich mir dessen bewusst, dass es so klingt, als würde ich mich immer noch der Verantwortung entziehen wollen. Es ist nicht einfach, mit dem zu leben, was geschehen ist. Aber es ist wahr. Inzwischen bin ich zu der Überzeugung gelangt, dass Bettý die ganze Zeit genau gewusst hat, was sie tat. Es war alles bis ins kleinste Detail hinein minutiös im Voraus geplant.

Ein Jahr war vergangen, seit Bettý den Vortragssaal betreten hatte. Während dieser Zeit hatte sich meine Liebe von Tag zu Tag gesteigert, bis es so weit gekommen war, dass ich sie praktisch jeden Tag sehen oder zumindest ihre Stimme hören musste. Es war nicht schwer, unsere Beziehung geheim zu halten. Und wir genossen es auch. Wir genossen es, dass niemand Bescheid wusste. Wir genossen es, dass uns ein Geheimnis verband.

»Erinnerst du dich daran, was ich über Tómas gesagt habe?«,

fragte sie mich eines Tages, als wir zusammen essen gegangen waren. Der Kellner hatte die Teller abgeräumt, und wir saßen da und tranken einen Cocktail mit Champagner. Anschließend wollten wir zu mir nach Hause.

»Wenn ihm etwas zustoßen würde?«, sagte ich, denn ich erinnerte mich nur zu gut daran. Ich hatte lange darauf gewartet, dass sie wieder auf dieses Thema zu sprechen kommen würde. Wie gesagt, es war eine absurde Idee, trotzdem habe ich über ihre Worte, nachdem sie einmal gefallen waren, mehr nachgedacht als über alles andere. Das zeigt am besten, welche Macht Bettý über mich hatte. Tómas Ottósson Zöega stand zwischen ihr und mir. So einfach war das. Ich war bereit, mit ihr die Optionen durchzugehen, die wir hatten.

Ich weiß nicht mehr, was ich dabei empfand. Wahrscheinlich dachte ich aber nur daran, dass ich Bettý nicht verlieren wollte. Vielleicht, so überlege ich manchmal jetzt im Nachhinein, war es mir ein winziger Trost, vielleicht wollte ich auch herausfinden, wie weit sie bereit war zu gehen. Ich wusste auch nicht, wo ich selber stand. Ich wusste nicht, wie weit ich bereit war zu gehen. Es ist eine Sache, sich etwas vorzustellen, aber eine andere, es auch auszuführen. Ich wollte wissen, woran ich mit Bettý war. Was sie dachte. Deswegen fing ich halbwegs im Spaß an nachzubooren. So nehmen die Dinge oft ihren Anfang. Halb im Spaß.

»Ich habe nichts damit gemeint«, sagte sie.

»Tatsächlich nicht?«, sagte ich.

»Was soll das heißen?«

»Ich glaube, dass du sehr wohl etwas damit gemeint hast«, sagte ich. »Sonst hättest du es nicht gesagt. Du bist nicht der Typ, der so etwas ins Blaue hinein sagt.«

»Du gehst davon aus, dass du mich kennst«, sagte sie.

Damit hatte sie Recht. Ich glaubte, Bettý zu kennen, war mir aber trotzdem nicht sicher, ob irgendjemand Bettý wirklich kannte. Ich wusste, dass ich ihr vertraute. Wir steckten unter einer Decke. Niemand wusste, dass sie Tómas betrog. Dass wir Tómas betrogen. Ich wusste, dass sie mir vertraute, wir machten gemeinsame Sache. Es war unser gemeinsamer Betrug. Und unsere gemeinsame seltsame Liebe, von der wir zehrten.

»Du behauptest immer noch, dass es nicht nur eine Frage des Geldes ist?«, sagte ich. »Oder des Testaments?«

»Es geht um uns«, sagte sie. »Es geht darum, was wir tun wollen. Was für Pläne haben wir für die Zukunft?«

»Du weißt, was ich möchte«, sagte ich. »Ich will, dass du ihn verlässt. Zu mir kommst, um mit mir zu leben. Ich möchte nicht, dass du länger mit ihm zusammen bist.«

»Und das Geld?«

Ich gab ihr keine Antwort. Sie strich mit dem Zeigefinger langsam über den Rand des Champagnerglases.

»Ich denke manchmal an einen Unfall«, sagte sie und blickte auf ihren Finger. »Einige kommen bei Autounfällen ums Leben. Andere stürzen beim Bergsteigen ab. Oder werden versehentlich von einer Kugel getroffen. Fallen in den Fluss. Ersticken an einem Hühnerknochen im Hals. Dauernd sterben die Leute an irgendetwas, und es ist der reine Zufall, wen es jeweils erwischt. Da gibt es keine Regeln. Es braucht nicht mehr, als dass man einem dieser Zufälle etwas nachhilft.«

»Nein«, sagte ich.

»Nein, was?«

»Nein, da gibt es keine Regeln«, sagte ich. »Ist es dir wirklich ernst mit dem, was du sagst?«

»Wo ist da der Unterschied?«, fragte sie. »Wir reden im Augenblick darüber. Findest du, dass es eine Rolle spielt, ob im Spaß oder im Ernst?«

»Für mich liegt ein Unterschied darin, ob man nur mit einem Gedanken spielt oder ihn ernsthaft in Erwägung zieht, und es hört sich für mich so an, als ob du genau das tust. Ich hoffe, dass ich mich irre.«

»Nimm das doch nicht so ernst«, sagte Bettý.

Noch einmal strich sie mit dem Finger am Rand des Glases entlang, das einen Sprung gehabt haben musste, denn plötzlich zerbrach es unter ihrem Finger, und sie schnitt sich. Ein kleiner Blutstropfen quoll hervor, und sie sah zu, wie er sich vergrößerte. Sie betrachtete es aufmerksam, als sei es ein eigenartiges wissenschaftliches Phänomen, und die Wunde schien sie nichts anzugehen. Sie hob den Finger hoch, leckte das Blut mit der Zunge ab und steckte ihn dann in den Mund. Sie schaute mich an, und ich wusste, dass es ihr Ernst war.

Betty.

Keine habe ich so gut gekannt, und keine war mir so fremd. Sie war wie ein offenes Buch für mich, aber gleichzeitig war sie mir auch ein komplettes, unlösbares Rätsel.

Gemeinsam mit meinem Rechtsanwalt habe ich versucht, Bettýs Vergangenheit auszuleuchten. Ich habe ihm alle Informationen, die mir zur Verfügung standen, überlassen und ihn auf Leute, zumeist Frauen, hingewiesen, mit denen er sich in Verbindung gesetzt hat. Wir haben einiges über ihre Jugend herausgefunden, wovon ich keine Ahnung hatte, aber über den Zeitraum, in dem sie erwachsen wurde und bevor sie Tómas Ottósson Zöega kennen lernte, hatten wir so gut wie nichts in den Händen.

Sie wurde 1967 geboren und wuchs in einer der Sozialwohnungen in Breiðholt auf, die damals entstanden. Ihre Eltern waren alles andere als Stützen der Gesellschaft. Dauernd erschien die Polizei bei ihnen wegen Ruhestörung oder um ihren Stiefvater abzutransportieren, der immer wieder straffällig wurde. Bettýs Vater war gestorben, als sie noch ganz jung war. Das Jugendamt musste sich mit der Familie befassen, mit Bettý und ihren beiden älteren Brüdern. Ausschweifendes Leben, Alkohol und Drogen waren in ihrem Zuhause an der Tagesordnung. Daher hatte sie ihre Einstellung zum Leben, dass alles erlaubt ist und man sich auf niemanden verlassen kann außer auf sich selbst. Schon als Teenager hatte sie bestimmt mehr und schlimmere Erfahrungen hinter sich als manches andere Mädchen in ihrem Alter. Sie wusste sich zu helfen. Sie hatte nicht nur gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen, sondern auch begriffen, dass es ganz allein von ihr abhing, wie

sie im Leben zurechtkam. Sie war wegen verschiedener Delikte wie Diebstahl und Drogenhandel mit der Polizei in Berührung gekommen, bevor sie vierzehn war. Später zeigte sie ihren Stiefvater an, weil er versucht hatte, sie zu vergewaltigen. Mit achtzehn war sie von zu Hause ausgezogen.

Von einer überaus merkwürdigen Begebenheit in ihrem Leben hörte ich zufällig, als ich eines Abends mit ein paar Kollegen in Akureyri ausgegangen war. Wir saßen in einem Lokal in der Innenstadt, und irgendjemand fing an, über Bettý zu reden und diese seltsame Geschichte zu erzählen.

Als sie etwa zwanzig war, lebte Bettý eine Weile in Dalvík in Nordisland und arbeitete in der Fischfabrik. Zur gleichen Zeit wurde in diesem Landesteil ein Schönheitswettbewerb veranstaltet. Bettý landete auf dem ersten Platz. Das Mädchen, das seinerzeit eigentlich als sichere Siegerin galt, hatte zwei Tage vor der Entscheidung einen Unfall. Sie legte Einspruch ein gegen das Ergebnis des Wettbewerbs und behauptete, dass der Junge, mit dem Bettý damals zusammenlebte, sie absichtlich angefahren hatte, als sie abends mit dem Fahrrad unterwegs war. Sie hatte sich die Nummer gemerkt, aber es stellte sich heraus, dass das Auto gestohlen war. Es gab keine anderen Zeugen bei diesem Vorfall. Bettý und ihr Freund stritten die Anschuldigungen des Mädchens hartnäckig ab, und Bettý behielt ihren Titel.

Ich hörte mir die Geschichte an und versuchte, mich nach einigen Details zu erkundigen, ohne zu viel Neugier oder Interesse an den Tag zu legen, aber mehr wusste der Mann nicht. Ich habe Bettý nie nach dieser Geschichte gefragt. Vielleicht war das auch einer von den Fehlern, die ich gemacht habe.

Einige Jahre nach diesem Schönheitswettbewerb wurde Bettý

immer öfter in Begleitung von Tómas Ottósson Zöega gesehen, einem zweimal geschiedenen Großreeder aus Akureyri, der mehr als zwanzig Jahre älter als sie war. Das stieß auf lebhaftes Interesse seitens der Regenbogenpresse, wo häufig Bilder erschienen, wenn sie zusammen ausgingen.

Bettý hatte sich schon immer zu helfen gewusst.

Tozzi liebte Bettý. Er machte ein neues Testament zu ihren Gunsten, als Bettý ein Kind von ihm erwartete, und überschrieb ihr Besitztümer im Gesamtwert von etwa zweihundert Millionen Kronen. Tómas hatte keine Kinder, und je älter er wurde, desto mehr wünschte er sich welche. Er wollte einen Erben. Jemanden, der nach ihm den ganzen Reichtum übernehmen sollte. Bettý sollte ihm diesen Erben schenken.

Sie waren zwei Jahre lang zusammen gewesen, als Bettý schwanger wurde und er seine Freude mit einem neuen Testament dokumentierte. Aber zwei Monate später hatte Bettý eine Fehlgeburt, und seitdem war nichts geschehen. Es sah nicht danach aus, dass ein Tómas Zöega junior jemals das Licht der Welt erblicken würde, und Bettý bekam das zu spüren. Ihre Beziehung zu Tómas wurde immer schwieriger. Zwar hatte er das Testament noch nicht geändert, aber sie merkte, dass sein Interesse an ihr nachließ.

So erzählte sie es mir. Eine Abends begann sie wie aus heiterem Himmel über die gesetzlichen Regelungen im Hinblick auf Ehe und Erbrecht zu reden. Nach isländischem Gesetz ist der Partner der so genannte gesetzliche Erbe, was bedeutet, dass die Frau im Falle des plötzlichen Ablebens des Mannes Alleinerbin ist, falls es keine Kinder gibt. Es bedarf keines Testaments, keiner Papiere, die Gesetze allein besagten, dass die Ehefrau alles bekam. Falls Tómas das Zeitliche segnete, würde Bettý alles erben.

Falls sie verheiratet wären.

»Warum habt ihr nicht schon längst geheiratet?«, fragte ich und erinnerte mich an das Gespräch in London.

»Es stand immer auf dem Programm«, sagte Bettý. Sie zuckte mit den Achseln. »Er war aber bereits zweimal verheiratet gewesen und meinte, er wolle unsere Beziehung vorsichtiger angehen. Und jetzt ...« »Was?«

»Jetzt ist sie auf dem absteigenden Ast«, sagte sie. »Ich spüre das, es wird nicht mehr lange gut gehen.«

»Ist das der Grund, warum ihr nicht geheiratet habt?«, fragte ich. »Will er nicht, dass dir das Unternehmen zufällt?«

»Ich habe das Testament gesehen«, sagte Bettý. »Ich bekomme mehr als genug, wenn irgendwas passiert.«

Als Bettý und ich uns das erste Mal begegneten, befand sich ihre Beziehung in dieser kritischen Phase. Tómas Ottósson hielt Ausschau nach einer anderen Frau, einer Frau, mit der er Kinder bekommen könnte, vielleicht sogar eine jüngere als Bettý.

Bettý weinte, als sie mir von der Fehlgeburt erzählte.

Später erfuhr ich die Wahrheit über diese kullernden Tränen, aber da war es zu spät.

*

Ab und zu besucht mich eine Psychologin von der Staatsanwaltschaft. Auch die Psychiaterin, die manchmal kommt, sich mit mir unterhält und mir irgendwelche Tests vorlegt, arbeitet in ihrem Auftrag. Zwei Frauen. Ich weiß, dass sie mich nicht verurteilen. Sie machen einen sehr liberalen Eindruck. Die Psychologin ist etwa zehn Jahre älter als ich und immer wie aus dem Ei gepellt, sie färbt sich die Haare blond und mit künstlerischer Akribie die Augenbrauen schwarz, hat

lange Mascara-Wimpern und ein beinahe glänzendes Make-up, das jedes Fältchen, jeden unerwünschten Fleck verhüllt. Ich verstehe sie gut. Sie hat ein schönes Gesicht und versucht nach Kräften, es zu konservieren. Die Psychiaterin dagegen macht einen richtig schlampigen Eindruck. Manchmal geht ein unangenehmer Geruch von ihr aus, wenn sie mir in Jeans und dickem, grünem Pullover gegenüber sitzt. Hässlich. Sie hat tatsächlich eine Warze am Kinn. Wenn ich sie anschau, muss ich unwillkürlich an Gundel Gaukeley denken.

Indem ich das Geschehene wieder und wieder rekapituliere, kann ich nicht umhin, mir Gedanken darüber zu machen, wie unser Bettgeflüster zu dem Vorsatz werden konnte, einen Mord zu begehen, aber begreifen tue ich es trotzdem nicht. Wie sehr ich mir auch den Kopf zerbreche, ich kann den Augenblick nicht festmachen. Ich weiß nicht genau, wann es geschah. Wann sich die Idee in einen festen Vorsatz verwandelte. Vielleicht habe ich es aus Scham in die Tiefen des Unterbewusstseins gedrängt. Es zu vergessen versucht wie ein Geschwür. Doch es verschwindet nicht, auch wenn ich das möchte. Ganz im Gegenteil, es wuchert immer mehr und verursacht mir unerträgliche Qualen.

Manchmal kommt es mir so vor, als gäbe es diesen einen Augenblick gar nicht. Ich glaube, dass wir niemals zu einem bestimmten Zeitpunkt gesagt haben: Ja, das machen wir, wir bringen Tomás um. Wenn es so war, habe ich es vergessen. Vielleicht willentlich. In Wirklichkeit wurde auch nie etwas ausdrücklich gesagt, oder ich erinnere mich nicht mehr. Nichts, was von Bedeutung gewesen wäre. Wir haben nicht dagesessen und bis tief in die Nacht hinein mit mordlüsternem Glitzern in den Augen die Möglichkeiten ausgelotet. Dann hätte ich nämlich gemerkt, wie falsch und absurd alles war. Das wäre vielleicht besser gewesen. Aber so ergab eines das andere.

Oder zumindest sehe ich es so. Ich weiß, dass ich von meiner Veranlagung her zu keiner Gewalttat fähig bin. Trotz allem. Wer mich kennt, weiß, dass ich nicht einmal einer Fliege etwas zuleide tun könnte. Die meisten Menschen sind so, oder zumindest möchten sich die meisten gern weismachen, dass sie so sind. Aber niemand sollte sich selbst überschätzen.

Wir haben darüber geredet, was wir tun würden, wenn es keinen Tómas mehr gäbe. Das war wie ein Spiel. Was würdest du mit all den Millionen machen, wenn Tómas tot wäre? Wir stellten uns vor, wie viel Zeit wir füreinander hätten. Wir redeten über die Freiheit. Über unsere immer währende Liebe.

So ist es meiner Meinung nach gewesen. Vielleicht war es aber Selbsttäuschung, ich weiß es nicht. Ich ging davon aus, dass Bettý und ich uns auf einer Ebene befänden. Mit der Zeit übernahm ich aber völlig unkritisch ihre Sicht der Dinge. So lief es in unserer Beziehung. Sie bestimmte, was wir machten, dachten, besprachen. Es war Bettý, die uns langsam, aber sicher auf das Verhängnis zusteuerte, indem sie in mir Zorn und Hass auf Tómas Ottósson Zöega schürte. Die längste Zeit war ich der Meinung, dass wir nur über eine ferne und völlig irrealen Möglichkeit sprachen. Es war irgendwie ein Spiel zwischen uns, das aber immer ernster wurde, bis es dann kein Zurück mehr gab.

Für mich war es Spiel und nicht Ernst. Mir ist inzwischen zwar klar, dass ich in gewissem Sinne Verantwortung trage, aber genauso steht fest, dass ich völlig unschuldig bin. Das war meine Aussage bei der ersten Vernehmung, und ich wiederhole es stets und ständig: Ich habe nichts getan. Ich habe nichts getan. Sie haben mir selbstverständlich nicht geglaubt. Das verstehe ich gut. Ich habe nichts an der Hand, um es beweisen zu können. Nur die Wahrheit ist auf meiner Seite: Ich habe

nichts getan.

Ich habe keine Entschuldigung und suche auch nach keiner. Ich bin der Meinung, einige meiner Schwächen zu kennen, die mich in diese entsetzliche Situation brachten. Wir alle haben Schwächen. Es hat keinen Sinn, das abzustreiten. Manche Menschen sind vielleicht stärker als andere und können sie so weit in den Griff bekommen, dass sie keinen Einfluss mehr auf ihr Handeln haben. Die meisten von uns haben irgendwann im Leben einmal gesagt: Verdammt noch mal, das Schwein könnte ich umbringen! Die meisten von uns lassen es aber dabei bewenden. Das ist die Regel.

Während ich daliege und zurückdenke, kann ich diesen Augenblick nicht festmachen, von dem an sich unser beider Leben wie von selbst nur noch um den Mord an Tómas Ottósson Zöega zu drehen schien. Als sich mein Leben in diesen nicht enden wollenden Albtraum verwandelte, aus dem ich um jeden Preis erwachen möchte.

Vielleicht war es, als Bettý anfang, über diesen Mann zu reden, der in eine Lavaspalte stürzte?

Tómas Ottósson Zöega war das, was man einen Outdoor-Freak nennt. Das hatte aber nichts mit Umweltbewusstsein zu tun, sondern eher mit dem Gegenteil. Er jagte, angelte und verfolgte alles, was sich bewegte, mit Ausnahme von Vögeln, die dank ihrer Reaktionsschnelligkeit meist mit dem Leben davorkamen. Tómas liebte es, in der freien Natur zu sein. Im Sommer angelte er Lachs in den besten Flüssen des Landes und war dabei umgeben von isländischen und ausländischen Geschäftspartnern, von seinen Freunden, von Politikern und all den Leuten, die um ihn herumscharwenzelten. Im Herbst zog er in den Osten des Landes, um Rentiere zu schießen. Er streifte mit seinen Flinten durch die Berge und machte Jagd auf die Böcke. Während des Winters unternahm er abenteuerliche Trips ins Hochland und auf die Gletscher hinauf, tobte sich auf hochgepowerten Ski-doos und Jeeps aus und düste kreuz und quer durchs Land. Im Frühling kam es manchmal vor, dass er auf einem seiner Trawler mitfuhr. Er ging auch im Ausland auf Jagd, beispielsweise in Alaska. Einmal hatte er auch eine Safari in Kenia unternommen.

Das waren alles Unternehmungen für gestandene Männer, und normalerweise waren es immer dieselben, die daran teilnahmen. Man trank, erzählte sich obszöne Witze, und es ging hoch her - das war der Sinn des Ganzen. Auf einer solchen Angeltour vor zwei Jahren wurde einer von Tómas' Gästen, ein Wirtschaftsprüfer aus Reykjavik, in aller Herrgottsfrühe von einem blökenden Schaf in seinem Zimmer geweckt, das ihn mit gelben Augen anstarrte. Seine Kumpane hatten es nachts bei der Angelhütte eingefangen und in sein Zimmer geschafft. Bei Tómas Ottósson musste immer etwas los sein, je verrückter es

zuring, desto besser.

Betty war nur selten mit von der Partie. Sie hatte kein Interesse an seinen Jagdausflügen und Angeltouren und blieb ihnen meist fern. Aber manchmal machten sie zu zweit etwas weniger wilde Touren. Tómas hatte ihr beigebracht, mit einem Gewehr umzugehen. Er besaß diverse Schusswaffen, Gewehre, Schrotflinten und außerdem Revolver. Das kostbarste Stück in seiner Waffensammlung war eine französische Armbrust. Betty war eine gelehrige Schülerin und kannte sich mit einigen Dingen aus, von denen ich nicht die geringste Ahnung hatte. Sie war imstande, die Waffentypen zu unterscheiden, Kaliber, Munition, und sie wusste sogar über Pfeilspitzen Bescheid. Außerdem besaß Tómas Jagdmesser in allen möglichen Ausführungen und Größen. Betty zeigte mir einmal, als Tómas im Ausland war, die Waffensammlung in seinem Büro in Akureyri; sie erklärte mir die Waffen und zu welchem Zweck sie jeweils am besten geeignet waren. »Das hier benutzt er, um Rentieren den Bauch aufzuschneiden«, erklärte sie und holte ein Riesemesser aus dem Schrank.

Sie deutete auf ein anderes Messer, das nicht viel kleiner war und einen großen silberbeschlagenen Knauf am Ende des Schafts hatte.

»Das hier ist sein Lieblingsmesser für Lachs«, sagte sie. »Der Knauf wirkt wie ein Totschläger, ein unglaublich schweres Ding, hier, heb mal. Tozzi kann mit einem Hieb dem Lachs beide Augen ausschlagen. Ich habe gesehen, wie er es gemacht hat.«

Ich fasste nach dem silberbeschlagenen Knauf. Ich habe nie einen Lachs geangelt. Ich habe nie ein Tier getötet. Ich spürte das Gewicht.

»Damit könnte man ja einen Bullen erschlagen«, sagte ich. Betty lächelte.

»Hat er für all diese Waffen Lizenzen?«, fragte ich.

»Nein«, erwiderte Bettý. »Auf den Trawlern schmuggeln sie so einiges für ihn ins Land. Waffen sind eine Leidenschaft von ihm. Die Sammlung daheim bei uns im Keller ist noch viel größer. Er hat sich ein ganzes Zimmer damit eingerichtet, und niemand außer ihm hat einen Schlüssel dazu.«

Sie nahm mir den Totschläger ab und wog ihn in der Hand.

»Hast du die Nachrichten gesehen?«, fragte sie.

»Nachrichten?«, fragte ich und hatte keine Ahnung, wovon sie redete. »Was für Nachrichten? Über die Firma?«

»Die Firma!«, sagte Bettý mit einem abschätzigen Lachen. »Nein, über diese Leute, die vermisst waren. Das war jetzt am Wochenende. Hast du das nicht mitbekommen?«

»Die Leute, die vermisst waren?«

Sie schaute mich mitleidig an und erzählte mir dann die Geschichte. Ich kapierte ziemlich schnell, worauf sie hinauswollte. Die Sache hatte großes Aufsehen erregt und einmal mehr die Diskussion über diese leichtsinnigen Leute aufleben lassen, die schlecht ausgerüstet und in völliger Unkenntnis der Verhältnisse ins unbewohnte Hochland aufbrachen, mit dem Ergebnis, dass Rettungsmannschaften eingesetzt werden mussten, wenn sie in eine gefährliche Situation gerieten und sich eine Katastrophe anbahnte.

Drei Männer waren auf Jagd gegangen. Sie stammten aus Reykjavík, waren aber von Akureyri aus losgefahren, nachdem sie am Abend vorher dort ordentlich einen draufgemacht hatten. Es war Ende November, und das Wetter war völlig unberechenbar. In der Wettervorhersage war von starken Niederschlägen im Norden mit strichweise stürmischen Winden die Rede gewesen. Im Nordosten sollte es sogar zu einem ausgewachsenen Schneesturm kommen, und die Bevölkerung

war gebeten worden, nicht ohne zwingende Gründe das Haus zu verlassen.

Die Jagdkumpane fanden, dass ihnen da, wo sie hinwollten, nichts passieren konnte, aber nach der durchzechten Nacht in Akureyri waren sie wohl kaum in der Lage, die Situation richtig einzuschätzen. Bettý erzählte mir, und ich weiß nicht, woher sie diese Informationen hatte, dass einer noch total betrunken gewesen sei, als sie von Akureyri aufbrachen und auf der Ringstraße eins über Vikurskarð in östliche Richtung fuhren. Kurz nach Mittag waren sie im Jagdgebiet eingetroffen, und das Wetter hatte sich schon erheblich verschlechtert, als sie den Jeep verließen und zu Fuß mit ihren Schrotflinten losmarschierten. Der Himmel verdunkelte sich immer mehr, denn das heftige Schneetreiben, das für Nordostisland angesagt worden war, hatte sich weiter nach Westen ausgedehnt. Nach kurzer Zeit hatten sie einander aus den Augen verloren und kämpften sich orientierungslos vorwärts.

Als man am Sonntag nichts von den Männern gehört hatte und die Familien unruhig geworden waren, kamen die Rettungsmannschaften in Akureyri und im Mývatn-Gebiet zum Einsatz und ebenso der Hubschrauber der Küstenwache. Der Schneesturm hatte zu dem Zeitpunkt nachgelassen, und es dauerte nicht lange, bis man zwei der Männer fand. Sie wurden entkräftet und unterkühlt nach Akureyri ins Krankenhaus gebracht. Trotz der umfangreichen Suchaktion wurde der dritte Mann nie gefunden. Das war vor drei Wochen passiert, und vor ein paar Tagen war die Suche eingestellt worden.

»Sie haben ihn jetzt gefunden«, sagte Bettý. »Ich habe es am Wochenende in den Nachrichten gehört. Andere Jäger, die dort unterwegs waren.«

»Haben sie den dritten Mann gefunden?«

»Ja«, sagte Bettý. »Natürlich nicht ihn, sondern seine Leiche. Endlich.«

»Wo?«

»In einer Lavaspalte, in die er gestürzt war. Dort wurde er zugeschnitten. In den letzten Tagen hat es so viel geregnet, dass der ganze Schnee weggetaut ist, und ein Hund von diesen Jägern hat ihn aufgespürt. Der Mann war natürlich tot. Es heißt, dass er den Sturz nicht überlebt hat.«

»Der arme Mann«, sagte ich. »Er hat nicht gesehen, wo er hintrat.«

»Sie hatten Glück, dass sie nicht alle umgekommen sind«, sagte Bettý kalt. »Wie kann man nur so blöd sein, bei so einem verrückten Wetter loszuziehen.«

Wir schwiegen.

»Sie war gar nicht mal sehr tief«, sagte Bettý plötzlich.

»Was?«

»Die Spalte«, sagte Bettý. »Sie war überhaupt nicht tief. Kaum mehr als vielleicht zwei Meter. Sie sagen, dass er vielleicht überlebt hätte, wenn er einen Helm getragen hätte.«

»Einen Helm?«

»Er hat sich den Schädel gebrochen«, sagte Bettý. »Dort gibt es viele solcher Lavaspalten mit scharfen Zacken, und er ist mit dem Kopf aufgeschlagen, als er hineinstürzte. Und dann wurde er zugeschnitten.«

»Wieso weißt du das alles so genau?«, fragte ich.

»Ich habe die Nachrichten verfolgt«, erklärte Bettý. »Das solltest du auch manchmal tun.«

»Weshalb interessierst du dich so für diesen Unfall?«, fragte ich mit einem idiotischen Lächeln. Bettý war irgendwie so ernst, dass ich nicht wusste, wie ich mich zu verhalten hatte.

Sie lächelte nicht, sondern ließ ihre Blicke über die Waffensammlung schweifen und legte schließlich das Lachsmesser an seinen Platz zurück.

»Du weißt, was für einen Spaß Tozzi an solchen Jagdabenteuern hat«, sagte sie. »Das ganze Jahr über, immer, und er vertraut auch immer auf seinen Jeep und den Motorschlitten, genau wie diese drei Verrückten.«

»Ja«, sagte ich, war mir aber nicht sicher, was sie meinte. Tómas düste wie verrückt auf seinen Ski-doos herum. Ich hatte es zwar nie erlebt, aber die Polizei hatte sich hin und wieder eingeschaltet, wenn er mit abenteuerlichem Tempo über die Straßen von Akureyri brettete.

»Na ja, ich habe halt einfach nur überlegt«, sagte Bettý.

»Was? Was hast du überlegt?«

»Tozzi trägt doch auch nie einen Helm«, sagte sie. »Nie. Er besitzt nicht einmal einen Helm.«

»Ist Tómas nicht überhaupt ziemlich nachlässig?«, fragte ich.
»In all diesen Sachen, Sicherheitsgurt, Helm ...«

Bettý lächelte.

»Ja«, sagte sie. »Das ist eine seiner liebenswertesten Seiten.«

*

Der Staatsanwalt hat eine Untersuchung auf geistige Zurechnungsfähigkeit angeordnet. Die Psychologin und die Psychiaterin arbeiten zusammen daran. Wir sprechen über Bettý und Tómas und mich und alles, was geschehen ist. Ich gebe mich so abweisend wie nur möglich, ich mache alle möglichen Ausflüchte und tue mein Bestes, um ihnen den Job schwer zu machen, aber das kennen sie alles schon von womöglich viel schlimmeren Fällen als meinem, und sie warten

einfach ab. Sie sagen, sie hätten Zeit genug. Sie arbeiten nach einer bestimmten Methode und weichen äußerst selten davon ab. Aber manchmal kommt es doch vor.

»Was für ein Verhältnis hast du zu deiner Mutter?«, fragte die Psychiaterin einmal, als sie schon im Aufbruch war und ihren ganzen Kram in den dicken Aktenkoffer gepackt hatte. Schaute mit ihrer Warze am Kinn auf mich herunter und fragte mich so ganz nebenbei nach meiner Mutter. Vielleicht war das ihre Methode, Leute zu überraschen, ich weiß es nicht. Vielleicht hatte sie sich einiges von den Verhörmethoden der Polizei abgeguckt.

»Lass meine Mutter aus dem Spiel«, sagte ich.

Sie sagte eine Weile nichts und fragte dann: »Ist das vielleicht ein heikles Thema für dich?«

»Waren wir nicht fertig für heute? Ich dachte, du würdest jetzt gehen. Hast doch schon abgecheckt, welche Schrauben bei mir locker sind.«

»Findest du es unangenehm, über deine Mutter zu reden?«

»Findest du es unangenehm, über deine Mutter zu reden«, äffte ich sie nach.

»Ganz und gar nicht«, sagte sie. »Aber zu meinem Vater habe ich nie eine Verbindung gehabt. Das ist viel schwieriger. Das ...«

Sie unterbrach sich mitten im Satz und fragte dann: »Und dein Vater?«

»Ich bin nicht daran interessiert, über meine Familie zu sprechen«, sagte ich und wurde wütend. »Sie hat überhaupt nichts damit zu tun, und ich habe definitiv etwas dagegen, dass du mich nach meinen Eltern oder meinem Bruder fragst oder etwas dergleichen. Ich will das nicht, verstehst du?«

Sie nickte.

»Was ist deiner Meinung nach wohl der Grund dafür?«, fragte sie schließlich, und ich sah den Starrsinn in ihren Augen. Aus dem gleichen Starrsinn heraus weigerte sie sich, die Warze am Kinn mit einem simplen, billigen und schmerzlosen Eingriff entfernen zu lassen.

»Können wir Schluss machen?«, fragte ich.

»Was ist los?«

»Nichts. Lass mich in Ruhe.«

»Das scheint dir ja eindeutig nahe zu gehen«, sagte sie.

Ich schwieg, aber sie gab nicht auf.

»Da ist irgendwas, was das Ganze erklärt, nicht wahr?«, sagte sie. »Erklärt, warum du so bist. Erklärt, was du getan hast.«

»Ich habe nichts getan!«

»In Ordnung.«

»Warum lässt du dir nicht die Warze entfernen?«, fragte ich.

Ich wollte sie verletzen. Ich wollte sehen, ob es mir gelingen konnte, sie zu verletzen. Ich wollte ihren Gesichtsausdruck sehen. Wollte wissen, ob ich ihre Selbstsicherheit erschüttern und einen Wutausbruch provozieren konnte. Natürlich weiß ich, dass man solche Fragen nicht stellen darf, unter gar keinen Umständen. Ich hätte diese Warze gar nicht wahrnehmen sollen, hätte so tun sollen, als sei sie gar nicht vorhanden. Ich weiß, dass es keine Entschuldigung ist, dass ich mehr Tage in Untersuchungshaft zugebracht habe, als ich zählen kann, und es angefangen hatte, mir zuzusetzen. Bettý hätte sie gleich am ersten Tag danach gefragt und überhaupt nicht versucht, sich zu entschuldigen.

Meine Besorgnis war unbegründet.

»Ich bin stolz darauf, wie ich bin, der Mensch zu sein, der ich

bin«, sagte die Psychiaterin. »Es ist ein sehr gutes Gefühl, aber ich glaube, dass du es nie gehabt hast.«

»Verdammt noch mal, was weißt du schon darüber?«
»Vielleicht versuche ich, es herauszufinden.« »Lass mich in Ruhe!«

»In Ordnung«, sagte sie. Wir können uns später darüber unterhalten.«

»Ja, oder wir können es auch vergessen.« Sie stand auf.

»Entschuldige«, sagte ich, »ich wollte dich nicht...«

»Genau das wolltest du aber. Es hat dir bloß etwas ausgemacht, weil du im tiefsten Inneren von guten Gefühlen, Anständigkeit und Fairness gesteuert wirst und nicht von Bosheit, genau wie die meisten anderen.«

Wir schauten einander in die Augen.

»Du weißt wohl immer hundertprozentig Bescheid«, sagte ich.
»Du hast dir das alles wunderbar zurechtgelegt, du weißt alles und hast die Antworten auf alles ...«

»Weshalb glaubst du eigentlich, dass du hier einsitzt? Weshalb wohl?«

Ich schwieg.

»Hast du nicht immer nach Anerkennung in irgendeiner Form gesucht? Geht es deiner Meinung nach nicht um die Frage nach Anerkennung? Vielleicht um etwas, was mit deiner Mutter zu tun hat?«

Ich gab ihr keine Antwort. Ich saß nur schweigend da, dachte über ihre Worte nach und wurde wütend. War Anerkennung so wichtig? Jetzt war ich aber nicht wütend auf sie, sondern auf meine Schwäche, mit der ich immer gekämpft habe. Ich wusste ganz genau, dass ich ihretwegen im Gefängnis gelandet war.

»Hau ab«, sagte ich. »Hau ab und lass mich in Ruhe. Mach,

dass du wegkommst und LASS MICH VERDAMMT NOCH MAL IN RUHE!«, brüllte ich sie an.

Als sie fort war, kehrte ich in meine Zelle zurück, legte mich auf die Pritsche und starrte in die Dunkelheit hinein, während meine Gedanken wieder zu dem Abend zurückkehrten, den ich verdrängt hatte, der aber immer gewaltsamer seinen Weg zurück in mein Bewusstsein erobert hatte. Dem Abend, an dem ich Tómas besucht hatte und Bettý nicht zu Hause war.

Tómas und ich hatten noch nie eine Arbeitsbesprechung in seinem Haus in Akureyri gehabt. Wir hatten uns fast immer in seinem Büro getroffen, entweder in Akureyri oder in Reykjavík, oder zum Lunch in einem Restaurant, falls es um geringfügige Dinge ging. Er hatte mich nie zu sich nach Hause eingeladen. Das hatte immer nur Bettý getan.

Tómas Ottósson wusste nichts von Bettý und mir. Es hatte manchmal nicht viel gefehlt, dass alles aufgefliegen wäre, aber irgendwie ging nie etwas schief, weil wir trotz allem so vorsichtig wie nur irgend möglich waren. Ich war jedoch auf alles gefasst, als ich zu dieser Besprechung ging, vor allem, als er anfang, über seine Frau zu sprechen. Es überraschte mich ein wenig. Bislang hatten wir auf unseren Besprechungen so gut wie nie über private Dinge geredet, sondern mehr oder weniger ausschließlich über anliegende juristische Probleme, die einer Lösung bedurften.

Ich glaube, dass er zufrieden mit mir war. Meines Wissens bereute er es nicht, mir diese horrenden Honorare zu zahlen, die es mir ermöglicht hatten, eine größere Wohnung in Reykjavík zu kaufen und ein viel, viel besseres Auto, als ich je zuvor besessen habe. Meine Dankbarkeit bestand darin, mit seiner Frau zu schlafen. Hatte ich deswegen ein schlechtes Gewissen? O ja. Würde ich mich deswegen zurückziehen? Nie

im Leben. Weshalb nicht? Weil es so viel mehr war als nur Sex. Weil Bettý und ich eins waren. Ich weiß, dass Bettý mich liebte. Ich weiß es. Sie liebte mich. Da war nichts Unschönes dabei. Nichts Kriminelles. Es war Liebe. Am liebsten hätte ich ihm das auch offen gesagt. Ihm alles gesagt. Ich hatte es Bettý gegenüber erwähnt, aber sie schaute mich nur mitleidig an und schüttelte den Kopf. Ich wusste, es gab nicht die geringste Möglichkeit, mit ihrem Mann darüber zu sprechen.

Ich war auf der Hut wie immer, wenn ich es direkt mit Tómas Ottósson zu tun hatte. Bei all unseren Besprechungen wartete ich auf die Frage: Schläfst du mit Bettý? Ich war fest davon überzeugt, dass irgendjemand bestimmt einmal gesehen hatte, wie wir uns küssten. Dass das Geheimnis kein Geheimnis mehr war. Ich hatte darüber nachgedacht, wie ich darauf antworten sollte. Was ich darauf antworten konnte. Mir fiel nie etwas anderes ein als ein schlichtes Ja. Wie gesagt, manchmal sehnte ich mich sogar danach, ihm das zu sagen. Das Geheimnis unserer Beziehung zu lüften und all diese Lügen, das Versteckspiel los zu sein.

Tómas war nicht nüchtern, als ich eintraf. Er war zwar noch nicht richtig betrunken, aber auch nicht weit davon entfernt. Er bot mir einen Drink an und servierte mir einen Drambuie auf Eis. Er hatte mir nicht gesagt, um was es ging. Bettý hatte mir ausgerichtet, dass er mich treffen wollte. Ich war in Akureyri und wollte am nächsten Tag nach Reykjavik fliegen. Ich ging davon aus, dass es sich um geschäftliche Dinge drehte, aber bald sollte sich etwas anderes herausstellen.

Er war anders als sonst. Meist war ich für ihn gar nicht existent, es sei denn in meiner Eigenschaft als Rechtsbeistand. Er hatte mich nie danach gefragt, wie es mir ging oder was ich beispielsweise für Musik hörte, wo ich in der Politik stünde oder

welche Meinung ich zu diesen und jenen Dingen hatte. Deswegen war ich äußerst überrascht, als er mich urplötzlich fragte, wie es mir ginge.

»Gut«, sagte ich. »Mit geht es gut.«

»Bezahle ich dir genug für deine Arbeit?«, fragte er.

»Das finde ich schon«, sagte ich, »aber das kannst du natürlich selber am besten beurteilen.«

Sprach er über die Arbeit oder über Bettý? Ich wusste es nicht. Mir war es nicht geheuer so ganz allein mit ihm, der mir Fragen stellte, von denen ich nicht wusste, ob sie geradeheraus waren oder ob irgendetwas anderes dahinter steckte. Konnte es sein, dass er von Bettý und mir erfahren hatte?

»Ja«, sagte er, »das tue ich.«

»Tust du das?«, sagte ich, so als hätte er auf meine Gedanken geantwortet.

»Ja, ich bilde mir selber ein Urteil, und ich habe den Eindruck, dass du dein Geld wert bist«, erklärte er. »Das muss ich schon sagen.«

Mir wurde etwas leichter ums Herz. Er ging also nicht um Bettý und mich. Aber da war noch etwas anderes. Wie gesagt, Tómas hatte mir bislang noch nie besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Er hatte sich zwar äußerst seltsam aufgeführt, als er mich damals einstellte, aber ansonsten waren unsere Kontakte überaus geschäftlich und sachlich gewesen. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, worauf das hier hinauslaufen sollte. Tómas leerte sein Glas in einem Zug.

»Weißt du, wo Bettý heute Abend ist?«, fragte er.

Ich überlegte.

»Ist sie nicht in Reykjavík?« Er grinste.

»Als wir uns kennen lernten, war Bettý eine völlig

unbedeutende Person. Mir ist noch nie so eine Frau begegnet. Es gibt keine Grenzen dafür, was sie sich einfallen lassen kann. Sie hat überhaupt keine Ausbildung, sie hat bei uns in der Telefonzentrale gearbeitet, als ich sie kennen lernte. Weißt du, wo sie heute Abend ist?»

Tómas war betrunken, als ich dachte. Ich konnte mir keinen Reim auf seine Worte machen, wovon er redete.

»Nein, ich habe keine Ahnung, wo sie ist«, sagte ich und nippte an dem Likör.

»Sie ist bei einem Galadinner in *Perlan*, zusammen mit dem Premierminister und anderen Kabinettsmitgliedern, mit bekannten Persönlichkeiten aus Politik und Wirtschaft und dazu dem dänischen Premierminister und seinem Gefolge. Ich hatte keine Lust.«

Er schaute mich an und grinste.

»Findest du das nicht fantastisch? Findest du es nicht fantastisch, in einem Land zu leben, wo Geld einem sämtliche Türen öffnet?«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Tómas leerte sein Glas und füllte es wieder halb mit Whiskey auf.

»Bettý liebt dieses Leben über alles«, sagte er, indem er die Flasche zur Seite stellte. »Weil sie völlig unbedeutend ist, und das weiß sie. Trotzdem sitzt sie jetzt am gleichen Tisch mit dem Premierminister dieser Nation. Er müsste eigentlich wissen, wie sie ist. Was sie über diese ganze Truppe denkt. Dieses versnobte Pack, das sich zu solchen Gelegenheiten wie Pinguine mit Fräcken und Abendkleidern ausstaffiert und sich für bedeutender hält als andere Leute.«

Am liebsten hätte ich ihm gesagt, wie sehr er sich da täuschte, wenn er glaubte, dass Bettý völlig unbedeutend sei. Dass er selber vor ein paar Jahren auch noch keine bedeutende Figur

gewesen sei. Aber ich schwieg. Ich erwähnte auch die Verletzungen, die er ihr manchmal zufügte, mit keinem Wort. Vielleicht hätte ich nicht den Mund halten sollen. Vielleicht wäre dann alles anders gelaufen.

»Was weißt du über Betty?«, fragte er auf einmal.

Ich ging sofort in die Defensive. Er hatte nie zuvor solche Dinge thematisiert, und ich wusste nicht, worauf er abzielte. Am liebsten hätte ich mich verabschiedet und aus dem Staub gemacht. Der Alkohol stieg ihm immer mehr zu Kopf. Ich habe noch nie so richtig gewusst, wie ich mit Betrunkenen umgehen soll.

»Ich? Nicht viel. Ich ...«

»Wir bekommen wohl kein Kind«, sagte Tómas.

Ein trauriger Ton schwang in seiner Stimme mit. Ich wusste nicht, ob er damit meinte, dass sie keine Kinder in die Welt setzen würden, so als hätten sie gemeinsam den Beschluss gefasst, kinderlos zu bleiben, oder ob es bei ihnen nicht klappte.

Nachdem er das gesagt hatte, herrschte eine lange Zeit Schweigen, bis ich mich räusperte. Ich wollte etwas Tröstendes von mir geben.

»Kommt doch gar nicht so selten vor, und selbstverständlich gibt es Mittel und Wege ...«

Er unterbrach mich wieder.

»Ich habe jetzt dieses Alter erreicht, wo ich mir nichts sehnlicher wünsche, als Kinder zu haben. Jemanden, der das alles weiterführt. Egal, ob Junge oder Mädchen. Ich will, dass ...«

Er verzog das Gesicht zu einer Grimasse.

»Aber im Übrigen spielt dieses Unternehmen überhaupt keine

Rolle. Ich habe es bloß zu spät kapiert. Nur Kinder spielen eine Rolle. Es ist wichtig, Kinder zu bekommen. Das ist mir endlich klar geworden.«

Ich schwieg. Mir fiel nichts ein, was ich darauf hätte antworten können. Ich wusste nicht, weswegen er mich zu sich nach Hause bestellt hatte, um mir in betrunkenem Zustand zu verkünden, wie er mit zunehmendem Alter herausgefunden hatte, dass Geld nicht alles bedeutet. Der Mann, der seine Frau verprügelte.

Er blickte hoch und leerte ein weiteres Glas, während er mir in die Augen sah.

»Ich glaube, dass Bettý mich betrügt«, sagte er.

Ich schrie innerlich auf. Da kam die Erklärung, jetzt wusste ich, was dieses abendliche Treffen zu bedeuten hatte. Tómas hatte die Wahrheit herausgefunden. Er wusste über Bettý und mich Bescheid. Wir hatten uns nicht genug in Acht genommen. Ich wusste nicht, wie ich reagieren sollte. Es konnte nur einen Grund dafür geben, dass er mir das sagte, denn wir hatten absolut kein vertrautes Verhältnis zueinander. Nie zuvor hatte er mit mir über seine Privatangelegenheiten gesprochen. Es ging bestimmt darum, mir zu sagen, dass er alles wusste. Ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen. Ich stand regungslos vor ihm und wartete darauf, dass der Himmel über mir einstürzen würde.

Das geschah aber nicht. Zumindest nicht in der Weise, wie ich erwartete.

»Ganz bestimmt tut sie das«, sagte er. »Ich habe keine Beweise, aber ich habe seit langem das Gefühl.«

»Hast du mit ihr gesprochen?«, fragte ich zögernd.

»Nein«, sagte Tómas. »Ich ... Zwischen Bettý und mir ist alles vorbei.«

Alles vorbei? Ich hatte keine Ahnung, was er damit meinte,

aber mir blieb keine Zeit, darüber nachzudenken.

Tómas trat näher an mich heran. »Kann ich etwas für dich tun?«, fragte ich vorsichtig. »Ja«, sagte er, »du kannst etwas für mich tun.« »Was denn?«

Er schaute mich an und musterte mich von Kopf bis Fuß. Diesen Gesichtsausdruck hatte ich bei ihm noch nie gesehen, wusste aber ganz genau, was er bedeutete. Ich hatte ihn an anderen Männern beobachtet.

»Ich möchte mit dir schlafen«, sagte er. »Egal, was es kostet. Ich möchte mit dir schlafen.«

Ich starrte ihn fassungslos an.

»Soweit ich weiß ...«, sagte er, trat dicht an mich heran und stellte das Glas ab. »Ich habe es schon lange gewollt. Ich weiß nicht, wie ich dir das anders sagen soll. Soweit ich weiß, geht es dir genauso.«

Ich wich vor ihm zurück.

»Ich möchte mit dir schlafen«, wiederholte er, »und ich weiß, du möchtest es auch.«

Ich fing an zu lachen, ich weiß nicht, warum. Er war irgendwie so bemitleidenswert. Aber ich hatte mich fatal verrechnet.

Er wurde wütend und schlug nach mir, und dann fiel er über mich her.

An diesem Abend in dem großen Haus von Betty und Tómas in Akureyri vergewaltigte er mich. Es war ... Ich ...

Ich kann nicht beschreiben, was ...

Wenn die Psychiaterin zu mir kommt, setzen wir uns in ein Zimmer, von dem ich glaube, dass es ein spezielles Besucherzimmer ist. Sie kommt nicht in meine Zelle, und wir gehen nicht in den Verhörraum, sondern in einen kleinen Aufenthaltsraum, wo es Stühle mit violetten Bezügen und zwei einfache Tische gibt. Die Fenster sind vergittert, und auf den Scheiben klebt eine Kunststoffbeschichtung, damit man nicht hinaussehen kann.

Wenn ich sie richtig verstehe, soll sie meine Schuldfähigkeit feststellen. Sie hat einen großen Aktenkoffer dabei und entnimmt ihm Dokumente und Mappen, von denen ich nicht weiß, was sie enthalten.

»Ich möchte über deine Mutter reden«, sagte sie. »Ist das in Ordnung?«

»Ich habe nichts über sie zu sagen«, entgegnete ich.

»Bist du dir sicher?«

»Es hat nichts mit ihr zu tun.«

»Nein, vielleicht nicht direkt, aber ...«

»Kein Aber«, sagte ich.

»Ist es dir unangenehm, über sie zu sprechen?«

»Es hat nichts mit ihr zu tun«, wiederholte ich. »Soll ich das vielleicht den ganzen Tag wiederholen?«

»Als wir uns das letzte Mal trafen, habe ich das Thema Anerkennung erwähnt«, sagte sie.

»Was machst du eigentlich hier?«

»Was meinst du damit?«

»Was ist deine Aufgabe? Warum bist du hier? Warum rede

ich mit dir? Ich habe keine Lust, mit dir zu reden.«

»Hängt es damit zusammen, dass ich mit dir über deine Mutter reden möchte?«

»Hängt was womit zusammen?«

»Diese Abneigung«, sagte sie. »Du bist sofort...«

»Du kommst dir so vor, als wüsstest du alles, nicht wahr?«, fiel ich ihr ins Wort.

»Ich glaube nicht, dass es hier um mich geht«, sagte sie.

»Nein, wahrscheinlich geht es nie um dich, oder?«

»Können wir vielleicht miteinander reden, ohne dass du ständig aggressiv wirst?«, sagte sie. »Ich gehe nur meiner Arbeit nach.«

Wir schwiegen.

»Ich habe mit deiner Mutter gesprochen«, sagte sie schließlich.

»Ich möchte, dass wir jetzt aufhören«, sagte ich und stand auf.

»Sie hat mir gesagt, dass sie Abscheu vor dir hat.« Ich starrte sie an.

»Lass mich in Ruhe«, schrie ich, »lass mich in Ruhe!«

Sie ließ nicht locker. Nichts von dem, was ich sagte, hatte Wirkung auf sie.

»Es geht um Anerkennung, nicht wahr?«, sagte sie. »Ist es nicht alles deswegen, weil deine Mutter nichts mit dir zu tun haben will? Weil sie nicht ertragen kann, wie du bist. Du versuchst ständig, akzeptiert zu werden. Anerkennung bedeutet dir alles. Egal von wem.«

»Halt die Klappe«, schrie ich, ging zur Tür und hämmerte dagegen.

»Sie hat Abscheu vor deinen sexuellen Präferenzen.«

»Sie versteht das nicht«, sagte ich. »Sie hat es nie verstanden. Aber ich bin einfach so. Ich kann nichts dazu. So bin ich nun einmal. Ich kann doch nichts dafür!«

»Und genau das hasst sie?«

»Sie hasst mich. Sie hasst mich deswegen. Bist du jetzt zufrieden? Hast du in Erfahrung gebracht, was du wissen wolltest? Darf ich jetzt gehen? Hättest du was dagegen, wenn wir jetzt aufhören?«

»Es ist nichts dabei, sich zum eigenen Geschlecht hingezogen zu fühlen, oder sogar zu beiden Geschlechtern«, sagte die Psychiaterin. Sie war ebenfalls aufgestanden. »Man soll sich nicht für seine Sexualität schämen. Es ist nicht deine Sache, wenn deine Mutter etwas dagegen hat. Du bist, wie du bist, und du brauchst keine Anerkennung von ihr. Du brauchst von niemandem Anerkennung.«

»Lass mich in Ruhe!«

»Sie hat keinen Abscheu davor, wie du bist, sondern davor wie du lebst. Da besteht ein Unterschied.« Die Tür öffnete sich.

»Ich möchte wieder zurück«, sagte ich zu dem Aufseher und stürzte aus dem Besuchszimmer.

Ich kann mich nicht genau erinnern, wann ich herausfand, dass ich lesbisch war. Es kam irgendwie von selbst und für mich war es immer eine völlig normale Sache. Aber das, was die Psychiaterin sagte, stimmte. Mama konnte sich nie damit abfinden.

Sie war nicht imstande, mich so zu akzeptieren, wie ich war, sie wollte es nicht wahrhaben, dass ich lesbisch war. Papa war verständnisvoller, aber trotzdem weiß ich, dass er sich auch schwer damit getan hat. Bevor er starb, hat er es mir gesagt. Mein Bruder hält mich für eine Missgeburt. Er hat mich oft deswegen angemacht, bevor er nach London zog, und behauptet, dass ich das Leben meiner Eltern zerstört hätte. Das mag schon stimmen, aber wie die Psychiaterin ganz richtig bemerkte, ich kann nicht anders sein, als ich bin.

Ich habe mich nicht irgendwie geoutet oder so etwas. Ich weiß nicht, wozu das gut sein soll. Ich kämpfe nicht für die Interessen und Rechte von Homosexuellen, und ich nehme nicht an deren Aktionen teil. Ich sehe keinen Sinn darin. Ich will mich nicht von anderen Leuten absondern und sagen: Ich bin so und so, und deswegen bin ich anders als alle anderen, und alle müssen wissen, wie ich bin, denn nur auf diese Weise kann ich frei werden und andere befreien. Ich bin, wie ich bin, und das ist ganz und gar meine Sache und geht niemanden etwas an. Sowohl die wenigen Freunde, die wissen, dass ich lesbisch bin, als auch meine Angehörigen und andere, mit denen ich in Island und in Amerika zusammen studiert habe. Ich schäme mich nicht, lesbisch zu sein, ich finde bloß, es geht niemanden etwas an. Es ist ganz und gar meine Sache.

Ich kann mich nicht erinnern, dass ich jemals anders gewesen

bin. Ich hatte nur ein äußerst begrenztes Interesse an Jungen. Ich fand sie grob und plump und irgendwie borniert. Ich weiß nicht, wie ich es anders beschreiben soll. In mir gab es einfach keine Sekrete, die bewirkten, dass ich mich zu ihnen hingezogen fühlte. Mit den Mädchen war es anders, diese schönen, geschwungenen Linien, die weichen Lenden, die schmalen Hände und zarten Finger. Wir sind irgendwie ein viel vollkommeneres Werk der Schöpfung. Deswegen glaube ich, dass Gott, falls er existiert, eine Frau ist. Als ich in die Pubertät kam, wurde mir klar, wie ich veranlagt war, und ich hatte keine Probleme damit. Ich habe es nie unnatürlich oder merkwürdig gefunden. Ich habe deswegen keine psychische Krise durchgemacht. Die einzige Belastung für mich war die Reaktion meiner Familie, die sich fast ganz von mir abwendete. Meine gleichgeschlechtliche Veranlagung war nie eine Belastung für mich, sondern ich war froh darüber - sieht man von einem Vorfall im Gymnasium ab, als meine Versuche, mir ein männliches Wesen zu angeln, in einem Fiasko endeten. Ich wollte herausfinden, wie so etwas war, und ich fand es ganz einfach ekelhaft.

Ich habe gute Freundinnen gehabt. Die längste Beziehung, bevor ich Betty begegnete, hatte ich mit einem Mädchen in den USA namens Lydia. Sie studierte Biologie. Wir trafen uns in einer beliebten Studentenbar und unterhielten uns miteinander. Sie konnte es kaum fassen, dass ich aus Island kam, denn sie ging davon aus, dass dort Eskimos in Iglus hausten. Wir merkten beide, dass wir auf derselben Wellenlänge lagen. Wenn sich zwei Lesben begegnen, wissen sie sofort Bescheid. In meinem zweiten Studienjahr in Amerika waren wir zusammen. Dann wollte ich wieder zurück nach Hause, aber sie konnte sich nicht vorstellen, auf Island zu leben. Wir flogen zusammen hierher, aber es war undenkbar für sie, nach Island

zu ziehen.

Mama war die ganze Zeit das Problem. Mein Bruder ist mir egal. Wir hatten nie ein gutes Verhältnis zueinander. Ich fand ihn schon immer langweilig, frech, verzogen und sogar niederträchtig. Ich glaube, dass es nicht zuletzt ihm zu verdanken ist, dass Mama sich so vehement gegen mich gestellt hat. Ich weiß, dass er sogar versucht hat, Papa zu beeinflussen und auf seine Seite zu ziehen. Ich weiß nicht, welche Vorteile er sich davon versprach, aber er hat es gemacht. Die Psychiaterin hat behauptet, ich wäre so versessen auf Anerkennung, dass ich bereit wäre, alles dafür zu tun. Vielleicht hat sie Recht. Vielleicht hängt es mit meiner Mutter zusammen. Ich wollte sie nicht enttäuschen, aber ich habe es getan, und schließlich kamen wir nicht mehr miteinander aus. Sie brach den Kontakt zu mir ab und erklärte, ich sei nicht mehr ihre Tochter. Wir haben seit neun Jahren keine Verbindung mehr. Überhaupt keine. Ich habe den Rechtsanwalt gefragt, ob sie sich bei ihm gemeldet hätte, aber das war nicht der Fall. Mama und ich haben uns früher gut verstanden. Es war grauenvoll, als ich ihr sagte, dass ich lesbisch sei. Ich war überhaupt nicht darauf gefasst, dass sie so reagieren würde. Ich hatte geglaubt, meine Mutter zu kennen, aber es kam eine ganz andere Person zum Vorschein. Mir ist natürlich klar, dass sie präzise dasselbe über mich sagen kann.

»Wie kannst du mir das antun?«, schrie sie mich einmal an, als wir uns in den Haaren lagen, als wäre ich nur aus dem Grund lesbisch, um ihr etwas anzutun. Später erklärte sie, sie fände es widerlich, was ich tat, was ich mit anderen Frauen tun wollte. »Widerlich!«, schrie sie mich an. »Mit einer Frau zu schlafen!«

»Es hat gar nichts mit Sex zu tun«, sagte ich, »das ist ein Missverständnis ...«

»Verschwinde!«, schrie sie. »Ich will dich nicht mehr um mich haben!«

Papa versuchte, uns zu versöhnen. Er war immer darauf bedacht, dass es mir gut ging, etwas anderes spielte keine Rolle für ihn. Trotzdem ist mir klar, dass er sich ebenfalls schwer damit tat. Er fragte mich, ob ich mir sicher sei, ob ich mir ganz sicher über meine Veranlagung sei, und ob es tatsächlich das sei, was ich wolle.

»Es geht nicht darum, was ich will«, sagte ich zu ihm, »sondern darum, was ich bin. Ich habe keinen Einfluss darauf, wie Mama glaubt. Ich habe nichts gemacht, um lesbisch zu werden, aber ich habe auch nichts dagegen unternommen. Ich bin einfach ich.«

Papa schaute mich an, und ich wusste, dass zwischen uns beiden alles in Ordnung kommen würde.

»Niemand soll versuchen, jemand anderes zu sein, als er ist«, sagte er lächelnd.

Als ich anfang zu studieren, zog ich von zu Hause aus. Ich nahm ein Studiendarlehen auf und mietete ein kleines Zimmer in der Nähe der Universität. Meine Verbindung zu Mama verschlechterte sich zusehends, bis wir zum Schluss überhaupt nicht mehr miteinander redeten. Dann wurde Papa krank, und die Ärzte konnten nichts tun. Sein Todeskampf dauerte eine Woche. Ich war die ganze Zeit bei ihm und Mama auch. Wir schlossen Waffenstillstand, während wir ihm beistanden. Bis zu seinem Ende versuchte er noch, uns zu versöhnen. Nach seinem Tod war alles wieder wie gehabt.

In der juristischen Fakultät wussten wohl alle, dass ich lesbisch war. Die männlichen Wesen fanden das irgendwie spannend. Das weiß ich deswegen, weil sie es mir gesagt haben und einige sich sogar auf diese unausstehlich grobe und obszöne

Weise an mich herangemacht haben. So können sich nur die verhalten, die davon ausgehen, dass eine Lesbe eine Pornoqueen sein muss. Einige meiner Kommilitoninnen waren mir gegenüber sehr auf der Hut. Aber alle versuchten, sich liberal zu geben. Ich war die einzige Lesbe meines Jahrgangs, doch ich wusste von einigen anderen an der Universität, und wir trafen uns hin und wieder. Eine von ihnen hieß Katrin, und wir mieteten eine Zeit lang zusammen eine Wohnung. Das ging anfangs ganz gut, aber ziemlich bald stellte sich heraus, dass wir zu verschieden waren. Sie engagierte sich voll und ganz im Kampf für die Rechte der Homosexuellen und machte ständig Druck, dass Leute in ihrem Umkreis sich outeten, trat immer wieder im Fernsehen und in der Presse auf und musste zu allem Möglichen ihren Senf dazutun. Sie war auch im Verband aktiv. Ich warf das Handtuch, als sich ihre Hyperaktivitäten auf mich zu konzentrieren begannen und sie mir dauernd unterjubelte, dass ich mich nicht am »Kampf« beteiligte, weil ich zu »lau« sei. Kurze Zeit später traf ich den Entschluss, in die USA zu gehen.

Betty war die erste große Liebe in meinem Leben. Als ich sie kennen lernte, hatte ich noch nicht so recht wieder in Island Fuß gefasst. Vielleicht hatte ich auch die Sache mit Lydia noch nicht ganz überwunden. Ich weiß es nicht. Ich weiß bloß, dass Betty vom allerersten Augenblick an so auf mich wirkte, als müsste ich sie kennen lernen, mit ihr zusammen sein und mit ihr schlafen. Dazu hat sie das Ihre beigetragen, durch ihre Art, sich zu kleiden, durch das, was sie sagte und wie sie es sagte. Durch den Kuss in ihrem Haus in Reykjavik. Vom ersten Moment an hatte sie massiv mit mir geflirtet, denn sie wollte mich für sich, sie wollte mich auf ihre Seite ziehen; sie hatte es auf mich abgesehen. Sie verfolgte eine ganz bestimmte Absicht. Damals wusste ich es natürlich nicht, aber jetzt.

Und ich ging ihr völlig auf den Leim.

Was habe ich mir dabei gedacht? Bettý war Tómas' Frau und meine Geliebte. Habe ich wirklich geglaubt, dass Bettý und ich bis ans Ende unserer Tage glücklich miteinander sein würden? War ich so kindisch? War ich so geblendet? Habe ich tatsächlich geglaubt, sie würde ihn verlassen und mit mir leben?

Diese Fragen stürmen auf mich ein, wenn ich in der Dunkelheit daliege. Und andere, die nicht weniger Verzweiflung und Ängste verursachen. Wusste sie bereits über mich Bescheid, als sie den Vortragssaal betrat? Wusste sie, dass ich lesbisch war? Wie hatte sie das herausgefunden? Hat sie Erkundigungen über mich eingezogen? Hatte sie lange nach einem dankbaren Opfer wie mir gesucht? Denn ich bin ein Opfer. Ich bin das Opfer in diesem Drama.

Ich starre in die Finsternis.

All diese Fragen.

Ich vermisse meinen Vater mehr, als ich sagen kann. Er war mein bester Freund, und einem verständnisvolleren Menschen bin ich nie begegnet. Solange ich zurückdenken kann, ist er mein Vorbild gewesen, seine wohlwollende Art, seine Klugheit und sein Mitgefühl mit Menschen, die im Leben zu kurz gekommen waren. Die Vorstellung, dass er noch miterlebt hätte, in was ich mich hineinverstrickt habe und was ich tat, ist grauenvoll. Oder was ich nicht tat. In erster Linie aus Pietät vor seinem Andenken versuche ich, heil und mit einem Rest Würde aus dem Ganzen herauszukommen. Der Gedanke an ihn lässt mich in dieser grauenvollen Gefängniszelle bei Verstand bleiben.

Ich bin eingeschlossen und allein mit allen diesen schwer zu ertragenden Gedanken, und im Stundenglas sinkt jeweils nur ein einziges, fast unsichtbares Sandkorn so langsam herab, dass ich es auf den leeren Boden schweben sehe.

Allmählich wird mir immer klarer, was tatsächlich geschehen ist. Nicht das, was ich mir einbildete, weil ich es mit eigenen Augen sah und davon wusste, sondern all das, was vor sich ging, ohne dass ich es sah oder etwas davon wusste. So langsam durchschaue ich, wie alles zusammenhing und dazu angetan war, ihr in die Hände zu arbeiten. Ich gebe mir selber die Schuld daran und weiß, dass es kaum mildernde Umstände für mich gibt. Ich habe aus freien Stücken daran teilgenommen, aber ich hätte es nicht getan, wenn ich geahnt hätte, was dahinter steckte.

Die Polizei weiß, was geschah, als Tómas über mich herfiel. Sie haben mich im Verhörzimmer danach gefragt. Das bedeutet, dass Bettý mit dem, was sie anstrebt, durchkommen wird.

Niemand hat gewusst, was Tómas mir angetan hat, nur ich und Tómas und Bettý.

Lárus und Dóra sitzen mir im Verhörraum gegenüber. Zu Dóra habe ich eine gewisse Verbindung aufbauen können. Sie ist wahrscheinlich ganz in Ordnung. Ich habe das Gefühl, dass sie mir glaubt, und das kann ich wahrhaftig brauchen, einen Menschen, der glaubt, was ich sage. Sie nimmt mich, wie ich bin, und macht sich nichts vor. Lárus hat eine ganz andere Einstellung zu mir. Ich weiß es. Ich spüre es. In seinen Augen bin ich nicht nur die Mörderin, sondern noch dazu die Lesbe, und das findet er wohl pervers.

Also richte ich meine Worte an sie.

Sie stellen mir dauernd Fragen nach der Vergewaltigung. Sie wissen, dass Tómas über mich hergefallen ist und mir Gewalt angetan hat. Sie kennen einige Details, und ich versuche, nicht rot zu werden, versuche, mir keinerlei Reaktion anmerken zu lassen. Der Gedanke daran, dass ein Mann wie Lárus Bescheid weiß, ist schlimm genug. Ich schäme mich noch immer, wenn ich zurückblicke und daran denke, was passiert ist. Ich weiß, dass ich nicht so denken soll. Es war nicht meine Schuld, aber das hilft mir keineswegs, den Ekel loszuwerden.

»Weshalb hast du die Vergewaltigung nicht angezeigt?«, fragte Dóra. »Weshalb hast du so getan, als sei nichts vorgefallen?«

»Was für eine Vergewaltigung?«, fragte ich.

Sie warfen sich Blicke zu.

»Wir wissen alles darüber«, sagte Lárus. »Stell dich doch nicht so an.«

»Ich habe euch gesagt, dass ihr nicht alles glauben sollt, was Bettý erzählt.«

»Wieso glaubst du, dass Bettý uns von der Vergewaltigung erzählt hat?«, fragte Dóra.

Wir schauten uns in die Augen.

»Vor allen Dingen, wenn es keine Vergewaltigung gab«, fügte sie hinzu.

»Weil sie so etwas einfach erfinden würde«, erwiderte ich.

»Weswegen sollte sie das tun?«, fragte Lárus. »Weil ... Bettý ist eben so.«

Ich versuche, nicht daran zu denken, was geschehen ist. Ich will keine Reaktionen preisgeben. Ich will alles verdrängen. Ich will ihnen nicht gestatten, diese Tür zu öffnen. Dieser verfluchte Tómas. Dieses verfluchte Scheusal Tómas Ottósson Zöega!

Ich wehrte mich, aber er war stark, viel stärker als ich. Wir fielen zu Boden, und er wälzte sich auf mich und küsste mich und begrapschte mich am ganzen Körper. Ich versuchte, ihn wegzustoßen, aber er war zu stark. Ich trug einen Rock, und er griff mit der Hand darunter und zerriss meinen Slip.

»Sara?«

Ich war wieder im Verhörraum.

»Willst du darauf antworten?«

Dóra sah mich fragend an.

»Wir können auch für heute aufhören.«

»Es hört nie auf«, sagte ich.

*

Am Abend nachdem Tómas mich vergewaltigt hatte, kam Bettý gegen Mitternacht zu mir. Sie schien zu wissen, dass etwas vorgefallen war. Ich hatte mich morgens nicht imstande gefühlt, nach Reykjavik zu fahren. Ich hatte mich zu nichts imstande gefühlt. Ich hatte mich eingeschlossen und saß im Dunkeln und weinte. Ich kam mir beschmutzt vor. Ich fühlte mich

missbraucht. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Mein Rock war zerrissen. Ich hatte eine geplatzte Lippe. Sollte ich ihn anzeigen? Ich war mehrmals unter der Dusche gewesen, ohne dass es mir gelang, den Ekel abzuwaschen.

Betty setzte sich zu mir, und ich legte meinen Kopf in ihren Schoß und erzählte ihr, was passiert war. Sie streichelte mir über die Haare und hörte mir zu. Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, ich sah ihre Reaktionen nicht, aber ich wusste, dass sie bedingungslos zu mir stehen würde.

»Das verdammte Schwein«, hörte ich sie sagen. »Ich könnte ihn umbringen«, sagte ich. »Ich weiß«, sagte sie.

»Ich werde ihn anzeigen.« »Wozu?«, fragte sie.

»Ich will, dass er ins Gefängnis kommt für das, was er mir angetan hat.«

»Der kommt doch nicht ins Gefängnis«, entgegnete sie. Ihre Stimme klang tief und betörend. Ich war froh, dass sie gekommen war. Ich war froh, dass ich mich auf sie verlassen konnte. Sie war mein Trost, meine Freundin und meine Geliebte. Scham, Wut und Ekel durchfuhren mich in kalten Schauern.

»Ich will ihn anzeigen«, wiederholte ich. »Ich will, dass alle wissen, was er mir angetan hat, wie er ist, ich will, dass alle wissen ...«

»Und was hast du davon?«, fragte sie. »Vielleicht schadet das seinem Ruf ein bisschen, aber die allermeisten werden ihn für unschuldig halten. Für sie bist du das Flittchen, das ihn erpresste, aber er hat sich geweigert zu zahlen, damit du deinen Mund hältst. >Es gab überhaupt keine Vergewaltigung, sie wollte Geld von mir, und als ich mich weigerte, hat sie diese absurde Anzeige erstattet<, so wird er sich herausreden. Aber gesetzt den Fall, dass die Richter nicht ihm glauben, sondern

dir, und ihn wegen Vergewaltigung verurteilen, was glaubst du wohl, wie lange er verknackt wird? Isländische Richter lachen über solche Fälle, das weißt du. Alle wissen es. Und sogar gesetzt den Fall, dass dir alles gelingt und Tómas für schuldig befunden wird - er bekäme doch höchstens achtzehn Monate aufgebremmt, und davon die Hälfte auf Bewährung, und von dem Rest würde er höchstens die Hälfte absitzen müssen, vielleicht vier, fünf Monate. Und auch das würde nur geschehen, wenn es dir gelingt, die Richter zu überzeugen, dass er schuldig ist.«

Ich wusste, dass sie Recht hatte. Isländische Richter!

»Ich will, dass er leidet. Ich ... will ... dass er ... Ich wünschte, er wäre tot.«

Bettý hörte auf, mir über die Haare zu streicheln.

»Am besten sagst du niemandem etwas davon«, sagte sie.
»Am besten bleibt es vollkommen unter uns.«

»Ich hasse ihn.«

»Ich weiß«, sagte Bettý.

Und so geschah es. Ich erzählte niemandem, was passiert war. Es war Bettýs und mein Geheimnis. Nur wir beide wussten davon.

*

Bis die Polizei auf den »Angriff« zu sprechen kam. Tómas wusste natürlich davon, aber ich bin überzeugt, dass er es nie jemandem gegenüber erwähnt hat. Ich wusste sehr gut, was Bettý im Schilde führte. Alles, was sie bis zu diesem Zeitpunkt unternommen hatte, war in jeder Hinsicht durchkalkuliert gewesen. Ich hatte noch keine Vorstellung, wie ich mich verteidigen sollte, sondern hatte die längste Zeit versucht, so zu tun, als wüsste ich von nichts, trotz allem. Trotz der Situation, in der mich die Polizei überraschte, und trotz allem, was zwischen

Bettý und mir bis dahin vorgefallen war. Die längste Zeit weigerte ich mich, mich dazu zu äußern. Ich war müde, ich hatte Angst und ich verspürte unendliche Trauer.

»Willst du damit sagen, dass diese Vergewaltigung eine Lüge von Bettý ist?«, fragte Lárus. »Dass gar keine Vergewaltigung stattgefunden hat?«

Ich schaute ihn an.

»Genau«, sagte ich. »Es hat keine Vergewaltigung stattgefunden. Ihr dürft nicht alles glauben, was Bettý sagt.«

»Bist du dir da ganz sicher?«, fragte Dóra.

In ihrer Stimme schwang Anteilnahme mit, und darüber freute ich mich. Vielleicht war sie imstande, sich in meine Situation hineinzusetzen, wie es war, vergewaltigt zu werden und nachher sagen zu müssen, dass gar nichts vorgefallen war. Vielleicht ahnte sie, wie mir zumute war. Ich musste fast würgen.

»Und sie ist nicht der Grund dafür, dass du Tómas Ottósson Zöega umgebracht hast?«, fuhr Lárus fort.

»Ich habe keine Ahnung, worüber du redest«, sagte ich.

»Warum in aller Welt sollte Bettý deiner Meinung nach diese Vergewaltigung erfunden haben?«, fragte Dóra.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich. »Seid ihr fertig? Seid ihr fertig für heute? Ich möchte wieder in meine Zelle, wenn ihr nichts dagegen habt.«

»Du gehst, wenn wir fertig sind«, sagte Lárus.

»In Ordnung«, sagte Dóra. »Du kannst jetzt gehen.«

»Das finde ich ni...«, begann Lárus.

»Wir können morgen wieder mit ihr reden«, sagte Dóra resolut. »Wir haben Zeit genug.«

Ich liege im Finsternen und denke an Bettý. Erst nach der Vergewaltigung fingen wir wirklich ernsthaft an zu überlegen, ob

er einem Unfall zum Opfer fallen könnte. Ob es eine Möglichkeit gab, irgendeinen Unfall zu inszenieren, um ihn loszuwerden.

Aber dann ist da noch dieser grauenvolle Gedanke, der mich nicht loslässt.

Konnte Bettý so infam sein, dass sie diese Falle zu Hause bei sich für mich konstruiert und ihn regelrecht auf mich angesetzt hatte? Bislang hatte ich der Tatsache keine Bedeutung zugemessen, dass sie es gewesen war, die mich an dem Tag anrief und mir ausrichtete, dass Tómas mich zu Hause bei sich treffen wollte.

Ich schließe die Augen.

Blut spritzt aus Tómas' Kopf.

Das nächste Mal sah ich Tómas, als er nur noch wenige Minuten zu leben hatte.

Ich sehe die Szene vor mir, als es geschah. Sie gleicht einem schneeweißen Albtraum.

Ich wage nicht, die Augen zu schließen. Ich starre in die Dunkelheit und versuche, an etwas anderes zu denken. Manchmal gelingt es. Meistens aber nicht.

Ich will mich nicht daran erinnern. Ich will es irgendwo vergraben, wo niemand daran rühren kann, nicht einmal ich selber. In mir gibt es Fächer, die ich nur ganz selten öffne, manche sogar nie. Ich möchte das alles in ein solches Fach schieben, bis es von selber verschwunden ist. Am liebsten würde ich es austilgen. Nein, am liebsten wollte ich, dass es nie geschehen wäre.

Aber es ist geschehen.

Und es verschwindet nicht.

Ich lasse es nur in kleinen, zusammenhanglosen Bruchstücken an die Oberfläche. Es hatte fast den Anschein, als hätte ich das Geschehen in die Luft gesprengt, und Splitter davon irrten umher, verletzten mich und stachen mich, wenn ich am wenigsten darauf gefasst war. Mein Gesicht verzerrt sich zu einer Grimasse, ich stöhne oder halte mir die Hände vors Gesicht. Manchmal weine ich, wenn diese Splitter, die mich stechen, so viele werden, dass ich unwillkürlich aufschreie.

Ich sehe, wie sie zum Hieb ausholt.

Ich schreie sie an, es nicht zu tun.

Er schaut zu mir herüber, er geht in die Knie und sinkt in den Schnee.

Kurze Zeit später standen wir beide am Rand einer großen Lavaspalte und schauten auf ihn hinunter, der vier Meter tiefer

lag. Er schaute mich an und schien mir etwas sagen zu wollen. Seine Lippen bewegten sich, und er streckte eine Hand zu uns hoch. Sein Kopf war ganz blutig, und der Schnee unter ihm rötete sich. Er hatte gar nicht begriffen, was geschehen war, das konnte ich ihm ansehen. Ich sah es an seinen Augen. Er begriff überhaupt nichts. Er war so bemitleidenswert. Dann schlossen sich die Augen ganz langsam, die Hand sank herab und fiel in den Schnee, und er rührte sich nicht mehr. Es fing an zu schneien, und große, weiche Flocken legten sich auf ihn ...

Ich starre auf den Tod, und über ihm ist diese eigenartige schneeweiße Helligkeit.

Ich hoffe immer noch, dass es nur ein Albtraum ist, aus dem ich erwache, um wieder in mein altes, klappriges Auto zu steigen, das nicht immer anspringt, und in mein kleines Büro zu fahren und nie von Bettý gehört oder Tómas getroffen zu haben. Ich hoffe immer noch, dass ich wieder zu dem Leben erwache, das ich lebte, bevor ich Bettý begegnete. Mein Wunsch geht nicht in Erfüllung. Es ist, als hätte ich nie ein anderes Leben gehabt als das mit Bettý. Ich weiß nicht mehr, was ich glauben soll. Manchmal hasse ich sie. Manchmal sehne ich mich so verzweifelt nach ihr, dass ich körperliche Schmerzen empfinde.

Der Schnee war ein glücklicher Umstand für uns. Große, schwere Flocken, die vom Himmel rieselten und das Verbrechen verhüllten. Unsere Spuren verhüllten. Tómas war tot, und wir waren sehr überlegt vorgegangen. Wir waren auf zwei Motorschlitten unterwegs gewesen. Tómas' Schlitten musste in die Spalte gesetzt werden. Bettý übernahm das. Sie fuhr zweihundert Meter vom Spaltenrand zurück, gab Gas und warf sich, kurz bevor sie den Rand der Spalte erreichte, vom Schlitten, der in die Spalte stürzte, gegen die Lavawand krachte und in der Tiefe verschwand. Rauch schlängelte sich vom Grund

der Spalte hoch. Bettý stand auf und klopfte sich den Schnee ab. Ich würgte. Bittere Galle stieg in mir hoch, und immer wieder musste ich in den Schnee spucken.

Bettý umsorgte mich.

Ich fühle mich besser, wenn ich an das Vorgefallene wie an einen Traum zurückdenke. Wie an etwas Irreales, das nie stattgefunden hat. So möchte ich es am liebsten haben, wie etwas, das ich vor mir sehe, das aber nie geschehen ist. Und ich weiß, dass ich bald aufwachen werde, und dann bin ich nicht in dieser dreckigen Gefängniszelle, sondern zu Hause in meinem Zimmer und schaue auf das Foto von Papa auf dem Nachttisch, und er lächelt mich wie immer an.

Ich muss bloß aufwachen.

Könnte ich doch bloß aufwachen.

Bettý und ich schauten in die Spalte hinunter. Der Motorschlitten lag so bei Tómas, dass es ganz den Anschein hatte, als habe er einen schrecklichen Unfall gehabt. Wir hatten zu dritt diese Fahrt mit den Motorschlitten unternommen, und dann passierte es tragischerweise, dass er auf seinem Schlitten in die Spalte stürzte. Er hatte sich von uns getrennt und gesagt, dass er seinen neuen Motorschlitten testen müsse. Tómas hatte ihn gerade erst eine Woche vorher gekauft, und dieser Wochenendausflug drehte sich vor allem darum, ihn auszuprobieren. Ein Freund aus Reykjavik besaß das Wochenendhaus, das uns zur Verfügung stand. Es befand sich nicht in einer Ferienhauskolonie, sondern stand ganz allein für sich in der winterlichen Einöde. Genau der richtige Ort für Schlittentouren im Winter, hatte der Freund gesagt, aber auch erwähnt, dass Tómas, Bettý und ich uns vor den vielen Spalten in Acht nehmen müssten, die sich in einem bestimmten Gebiet in nordöstlicher Richtung vom Haus befanden.

Tómas war bekannt für seine draufgängerische Art. Bekannt dafür, bei welchem Fahrzeug auch immer, das Gaspedal voll durchzutreten und niemals einen Helm oder einen Sicherheitsgurt zu benutzen.

Ich trat zurück von der Kante und sank in den Schnee. Bettý kam zu mir und kniete sich neben mich. Sie griff mir unter das Kinn und hob mein Gesicht an, bis wir uns in die Augen sahen.

»Wir haben lange genug darüber gesprochen, dass wir es tun würden«, sagte sie.

»Du hast mir nicht gesagt, dass es jetzt sein würde. Ich ...«

»Was?«

»Es ist eine Sache, darüber zu reden«, sagte ich.

»Es wird keine Probleme geben.«

»Ich kann es nicht glauben. Weißt du, was du getan hast? Du hast ihn umgebracht! Du hast Tómas umgebracht!«

»Wir«, sagte Bettý und stand auf. »Vergiss das nicht. Wir haben das für uns getan. Für unsere Zukunft.« »Zukunft?«, stöhnte ich.

Es schneite unentwegt. Bettý briefte mich mit den Lügen, die sie sich zurechtgelegt hatte.

Als er nicht von der Schlittenfahrt zurückkehrte und es anfang, dunkel zu werden, brachen wir auf, um nach ihm zu suchen. Wir fuhren auf dem anderen Schlitten und versuchten, seinen Spuren zu folgen, aber es hatte den ganzen Tag so geschneit und geweht, dass seine Spuren verschwunden waren. Wir riefen und schrien, aber vergeblich. Dann kehrten wir in das Ferienhaus zurück. Dort war keine Netzverbindung, deswegen konnten wir die Handys nicht verwenden. Wir mussten zum nächsten Bauernhof fahren, von wo aus wir die Polizei und die Rettungsmannschaften verständigten.

Die Leute auf dem Hof behielten uns bei sich. Es war Mitternacht, und wir saßen im Wohnzimmer. Die Frau des Hauses kochte Kaffee. Das Ehepaar und die schon erwachsenen Kinder kümmerten sich rührend um uns.

Obwohl Tómas mir das angetan hatte, weinte ich. Niemand verdiente es, so zu sterben.

Betty saß nur stumm da, ohne irgendeine Reaktion zu zeigen.

Polizei und Rettungsmannschaften trafen noch in der Nacht auf dem Hof ein. Wir fuhren mit ihnen zu dem Ferienhaus, das sehr abgelegen liegt, weil der Besitzer nicht belästigt werden möchte. Seit dem Morgen waren Unmengen von Schnee niedergegangen, und deswegen war es mit Schwierigkeiten verbunden, wieder zum Haus zu gelangen. Als sich herausstellte, dass kein Geringerer als Tómas Ottósson Zöega vermisst wurde, wurden nicht nur weitere Rettungsmannschaften auf den Plan gerufen, sondern auch der Hubschrauber der Küstenwache. Von der Firma wurden weitere Helikopter angemietet. Bei Tagesanbruch sah das Gelände rings um das Haus herum wie ein seltsames Schlachtfeld aus, mit Hubschraubern, Geländewagen, Motorschlitten, dutzenden von Menschen und bellenden Hunden, die sich in alle Himmelsrichtungen zerstreuten.

Betty und ich beteiligten uns ebenfalls an der Suche. Wir fuhren auf Motorschlitten, stapften mit den Rettungsmannschaften durch den tiefen Schnee. Betty bestieg einen der Hubschrauber, und sie überflogen das Gelände mit ihr. Unsere Aussagen waren wichtig. Wir konnten ihnen Hinweise geben, denn wir hatten gesehen, in welche Richtung Tómas losgefahren war, und wir konnten ihnen sagen, dass wir ihn zuletzt in östlicher Richtung am Horizont gesehen hatten. Sie hörten uns zu und organisierten die Suche in Übereinstimmung mit unseren

Aussagen. Nichts davon war wahr.

Sie sahen, dass ich unter Schock stand, und sagten mir, ich solle mich hinlegen. Im Hause herrschte ein totales Chaos, denn sie hatten es in ein Basislager umgewandelt. Ich fand ein unbenutztes Zimmer und legte mich völlig erschöpft ins Bett, nicht weil ich vierundzwanzig Stunden lang kein Auge zugetan hatte, sondern wegen dem, was Bettý und ich getan hatten. Ich sehnte mich danach, es dem Nächstbesten ins Gesicht zu schreiben. Alles zu gestehen. Mich von allem zu befreien, was mich quälte.

Ich habe ihn nicht umgebracht. Falls das eine Entschuldigung ist. Ich wusste ja nicht einmal, dass Bettý es vorhatte. Ich hatte zwar immer eine gewisse Befriedigung verspürt, darüber zu reden, Pläne zu schmieden und mir vorzustellen, wie es werden würde, wenn alles vorüber wäre. Erst als Bettýs Hiebe auf ihn niedergingen, begriff ich, welch unbeugsamer und unerbittlicher Wille dahinter steckte.

Ich war nicht daran beteiligt, den Mord so zu planen. So weit waren wir in unseren Gesprächen nie gekommen. Als der Vorschlaghammer auf Tómas niederging, hatte ich das Gefühl, sie hätte gleichzeitig mich getroffen.

Ich weiß nicht mehr, was ich glauben soll. Ich bin mitschuldig, bis zu einem gewissen Grad mitschuldig. Aber ich bin keine Mörderin. Ich bin keine Mörderin.

Das Blut spritzte in alle Richtungen. Ich schrie Bettý an und sah, wie Tómas in die Knie ging und das Bewusstsein verlor. Ich musste würgen und mich übergeben. Aus den Augenwinkeln beobachtete ich, wie Bettý den Vorschlaghammer sinken ließ. Tómas lag reglos im Schnee.

Ich war ihm aus dem Weg gegangen, seitdem er mich vergewaltigt hatte. Bettý wusste, dass ich nicht mehr bereit war, für ihn zu arbeiten. Nach diesem Grauen wollte ich ihn nie wieder sehen. Ich wollte nie wieder mit ihm reden. Ich wollte nie wieder etwas mit ihm zu tun haben. Am liebsten hätte ich ihn vor Gericht gezerrt, aber Bettý hatte so lange auf mich eingeredet, dass ich Abstand davon nahm. Sie hatte gesagt, es sei nicht ratsam, aber das war nur deswegen, weil sie ganz andere Dinge im Sinne hatte. Es war damals bereits beschlossene Sache. Sie hatte sich bestimmte Pläne zurechtgelegt und schärfte mir ein, ich müsse so tun, als sei nichts geschehen, wenn sie aufgehen sollten.

Ich weiß, dass sie Tómas vorschlug, uns zu versöhnen. Mir sagte sie, dass jetzt die Gelegenheit gekommen sei. Sie fuhren einen Tag vor mir. Als ich eintraf, wollten sie gerade zu einem Ausflug aufbrechen und waren startklar. Tómas und ich begrüßten uns nicht. Er war draußen und ließ den Motor aufheulen. Er trug weder einen Helm noch eine Schutzbrille. Bettý sagte mir, ich solle mich beeilen, mir einen Skianzug anziehen und mich hinter sie auf den Schlitten setzen. Tómas war bereits vor uns davongebraust.

Bettý sprach darüber, dass »jetzt die Gelegenheit« gekommen war. Ich versuche, so wenig wie möglich darüber nachzudenken. Es klingt so bizarr, ganz wie in einem billigen Reißer. Manchmal

kommt es mir so vor, als sei ich deswegen dorthin gefahren, um Bettý an ihrem Vorhaben zu hindern. Oder um zu sehen, wie weit sie gehen würde. Manchmal finde ich, dass ich dorthin gefahren bin, um Zeugin bei einem potenziellen Mord zu sein.

Ich traue mich nicht mehr, einzuschlafen. Tómas verfolgt mich bis in den Schlaf. Jedes Mal, wenn ich einnicke, ist er da und schaut mit anklagendem Blick aus der Spalte zu mir herauf. Ich werde ihn nicht los. Ich ängstige mich davor, einzuschlafen und ihn wiederzusehen und alles wieder vor Augen zu haben, das Blut, den Schlitten, Tómas.

Und Bettý mit dem entsetzlichen mordgierigen Blick und den Blutspritzern im Gesicht.

Ich habe nicht vor, mich vor meiner Verantwortung zu drücken. Das ist unter meiner Würde und kommt nicht infrage. Ich tat, was sie mir zu tun befahl, und ich half ihr, die Spuren zu verwischen. Ich bin ihr blind gefolgt. Für sie hätte ich alles getan. Das habe ich schon einmal gesagt. Sie übte eine Macht über mich aus, die ich nur schwer erklären kann, und infolgedessen war ich völlig blind. Ich fand, dass wir damit durchkommen könnten. Ich war der Meinung, dass wir es wie einen Unfall aussehen lassen konnten und dass wir dann frei wären. Bettý hätte ihr Geld. Ich hätte Bettý.

Bevor wir aufbrachen, um hinter Tómas auf seinem neuen Motorschlitten herzufahren, fragte Bettý, ob jemand mich gesehen hätte, als ich aus der Stadt fuhr.

»Nein«, sagte ich. »Ich bin sehr früh losgefahren. Es war noch völlig dunkel.«

»Hast du unterwegs irgendwo Halt gemacht?«

»Nein, ich bin direkt hierher gekommen. Niemand hat mich gesehen.«

»Hast du gestern Abend jemanden getroffen?«

»Nein.«

»Hast du jemanden angerufen, oder hast du mit jemandem telefoniert?« »Nein«, sagte ich. Sie nickte.

»Komm«, sagte sie, »wir fahren los.«

Sie fanden die Leiche nicht. Trotz des technischen Equipments, trotz Hunden und trainierten Suchmannschaften. Als das Wetter umschlug und ein Sturm hereinbrach, konnten die Hubschrauber nicht mehr eingesetzt werden. Die Suchmannschaften mussten zwei Tage lang im Basislager ausharren, und als das Unwetter nachließ, war die Landschaft völlig verändert. Bettý und ich waren keine große Hilfe. Bettý hatte angefangen, die trauernde Witwe zu mimen. Sie erhielt all die Anteilnahme, die einer solchen Frau gebührt. In ihrer Nähe wurde nur geflüstert, man brachte ihr heißen Kakao und versicherte sie der Anteilnahme. Der eine oder andere umarmte sie teilnahmsvoll. Als mehr oder weniger klar war, dass die Suchaktion keinen Erfolg haben würde, flogen wir in einem der Hubschrauber nach Akureyri und wurden vom Flughafen nach Hause gefahren. Bettý ließ sich in ihr und Tómas' großes Haus bringen. Als ich in meinem Reihenhaus ankam, war ich zu nichts anderem fähig, als völlig entkräftet ins Bett zu sinken.

Es war Abend, und das Haus war völlig finster. Überall kohlrabenschwarze Finsternis.

*

Ich weiß nicht, ob ich einschlief oder nur im Halbschlaf dahindämmerte, als plötzlich das Telefon klingelte. Es war Bettý. Ich hörte, dass sie rauchte. Die Stimme klang heiser.

»Ist alles in Ordnung bei dir?«, fragte sie.

»Nein«, sagte ich. »Nichts ist in Ordnung. Gar nichts. Sie werden ganz bestimmt herausfinden, was passiert ist. Sie werden uns auf die Spur kommen. Wir landen im Gefängnis.

Nichts ist in Ordnung, Betty! Nichts!«

»Schon gut«, sagte sie besänftigend.

»Ich wusste nicht, dass du es so machen wolltest«, sagte ich.
»Wir haben nie darüber geredet. Was hast du dir dabei gedacht? Warum hast du mir nichts gesagt?«

»Es war einfach genau die richtige Gelegenheit«, erklärte Betty. »Ich bin sicher, dass alles in Ordnung geht. Sie finden ihn nicht so bald.«

»Mein Gott, Betty, was haben wir getan?«, stöhnte ich. »Was haben wir getan?«

»Nichts, Sara«, sagte Betty. »Denk daran, immer. Wir haben nichts getan. Das Wichtigste ist im Augenblick, sich an die Geschichte zu halten. Tomás ist mit dem Schlitten losgefahren und nicht zurückgekommen. Denk daran. Das ist das Einfachste. Tomás ist losgefahren und nicht zurückgekommen.«

»Oh, Betty ...«

»Ich weiß, Liebling.«

Ich hörte, wie sie den Rauch ihrer griechischen Zigarette inhalierte. Ich sehnte mich danach, bei ihr zu sein. Mich an sie zu kuscheln. Mit ihr zusammen zu sein. Zu spüren, wie stark sie war.

»Kannst du zu mir kommen?«, fragte ich.

Schweigen.

»Betty?«

»Nein«, erwiderte sie. »Wir müssen uns bedeckt halten. Wir können uns im Augenblick keine Klatschgeschichten leisten. Später, mein Schatz, später können wir zusammen sein.«

»Betty ...« Ich schluchzte ins Telefon.

»Es wird alles in Ordnung kommen, Sara. Wir müssen zusammenstehen und uns an unsere Geschichte halten. Dann

kommt alles wieder in Ordnung. Verstanden?«

Ich weinte ins Telefon.

»Hast du das verstanden?«, wiederholte sie brüsk. »Ja«, erwiderte ich. »Wir müssen zusammenhalten. Ich weiß.«

»Es kommt alles wieder in Ordnung«, sagte sie. »Vertrau mir, tu das doch bitte. Willst du mir vertrauen?«

»Ja«, sagte ich. »Das ... Ich vertraue dir ...«

»Wir haben in den nächsten Wochen keine Verbindung zueinander.«

»Nein.«

»Du hast für Tomás gearbeitet und warst eine Freundin der Familie.« »Ja.«

»Ich war seine gute, treue Frau.« »Ja.«

»Es wird sicher einen Riesenwirbel geben, wenn sie ihn finden.«

»Ja«, sagte ich. »Das wird ein Riesenwirbel.«

»Du und Leo, ihr wolltet zusammen zu Besuch kommen. Aber Leo kam in letzter Minute etwas dazwischen.«

»Ja«, sagte ich.

»Deswegen bist du allein gekommen.« »Ja.«

Plötzlich kam ich zur Besinnung. Leo? Hatte sie Leo gesagt? Was war mit Leo?

»Aber ich wollte doch gar nicht mit Leo zu euch kommen«, sagte ich. »Was meinst du eigentlich? Was redest du da von Leo?«

»Sie finden es womöglich verdächtig, dass wir beide allein mit Tomás da in dem Haus sein wollten. Verstehst du? Da könnte jemand etwas Lasterhaftes dahinter wittern ... wir beide und er ... das wollen wir nicht. Ich habe mit Leo geredet und ...«

»Hast du mit Leo geredet? Wir sind doch gerade erst in die Stadt gekommen!«

»... er ist bereit, das zu tun. Er ist bereit zu sagen, dass er mit dir zu uns hinauskommen wollte, dass ihm dann aber etwas dazwischengekommen ist. Es ist besser so.«

»Warum Leo? Weiß er etwas? Hast du ihm ... hast du ihm etwas gesagt?«

»Er weiß nichts«, sagte Betty. »Er macht das für Tozzi. Ich habe ihn darum gebeten. Er wird den Mund halten. Er will nicht, dass Tómas' Name in den Dreck gezogen wird. Es wird genügend üble Klatschgeschichten geben, und Leo will uns dabei helfen, zumindest diese eine aus der Welt zu räumen.«

»Aber wollte er denn nicht wissen, weshalb er lügen sollte? Fand er das nicht verdächtig? Bist du übergeschnappt, ihn da hineinzuziehen? Bist du übergeschnappt, mit Leo zu reden? Er schöpft jetzt womöglich Verdacht und ...«

»Er hat gar keine Fragen gestellt«, sagte Betty, »und er wird keinen Verdacht schöpfen. Er hat sofort begriffen, um was es ging, und er war mehr als bereit zu verhindern, dass Tómas' Name in den Dreck gezogen wird.« »Leo?«

»Es ist besser so.«

»Warum hast du das nicht zuerst mit mir besprochen?«

»Dazu war keine Zeit.« »Aber ...«

»Vertrau mir«, sagte Betty. »Vertrau mir. Es kommt alles in Ordnung.« »Aber ...«

Ich hatte keine Wahl. Ich vertraute ihr. Ich hatte ihr immer vertraut.

Dann gingen wir die Aussage durch, die wir noch nicht geübt hatten, wie das Wochenende geplant war, dass Leo mit mir kommen sollte, aber verhindert war.

Der Rechtsanwalt sagte mir eines Tages, dass Besuch für mich da sei. Er hatte eine Beschwerde eingelegt, weil er nicht immer zu den Verhören hinzugezogen wurde, und die Sache ziemlich aufgebauscht. Deswegen seien sie ihm ein Gefälligkeit schuldig, und so sei die Genehmigung zu diesem Besuch zustande gekommen.

»Ich habe nicht um Besuch gebeten«, sagte ich.

Er stand mit seiner Aktentasche in der Tür der Zelle und lächelte so, als hätte er mir einen unschätzbaren Gefallen getan.

»Sie kam zu mir«, sagte er. »Ich fand es richtig, dass ihr euch sehen könntet.« »Wer? Wer ist diese >sie<?« »Deine Mutter«, sagte er. »Meine Mutter?«

»Ja, warum bist du darüber so erstaunt?« »Hat meine Mutter vor, mich zu besuchen?« »Sie hat es nicht vor, sondern sie ist mit mir gekommen. Sie wartet draußen auf dich«, sagte er selbstgefällig. »Hier? Meine Mutter wartet hier draußen auf mich?« »Komm, meine Liebe«, sagte der Rechtsanwalt.

»Nenn mich nicht >meine Liebe<«, sagte ich. Er tat das manchmal, und es ging mir immer auf die Nerven. »In Ordnung«, sagte er.

»Ich habe kein Interesse daran, sie zu sehen.«

Ich hätte nicht schockierter sein können, wenn er mir gesagt hätte, mein Vater sei von den Toten auferstanden. Das Verhältnis zwischen meiner Mutter und mir war denkbar schlecht. Sie wollte nichts mit mir zu tun haben und ging mir aus dem Weg. Von meinem liebenswürdigen Bruder wusste ich, dass sie erklärt hatte, ich sei nicht mehr ihre Tochter.

»Natürlich möchtest du sie sehen«, sagte der Rechtsanwalt,

der nichts über unser Verhältnis wusste. »Sie ist doch deine Mutter!«

»Nein«, sagte ich. »Sag ihr, sie soll gehen.«

Es verschlug ihm die Sprache.

»Sie ist zu mir gekommen«, sagte er nach einer ganzen Weile. »Ich musste mich ganz schön anstrengen, diesen Besuch zu arrangieren. Ich weiß nicht, was zwischen euch ist, darüber ist mir nichts bekannt, aber deine Mutter scheint mir eine sehr liebe Frau zu sein, die sich große Sorgen um ihre Tochter macht. Sprich mit ihr. Es wird dir gut tun.«

»Warum will sie mich sehen?«

»Frag sie selber«, sagte der Rechtsanwalt.

»Sie kann mich nicht ausstehen«, sagte ich.

»Sprich mit ihr«, sagte er. »Es wird dir gut tun.«

*

Sie war schlanker, als ich sie in Erinnerung hatte. Und sie war gealtert.

Da ich ihr sehr lange nicht von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden hatte, war das Bild, das ich von ihr im Gedächtnis hatte, ganz anders als die Wirklichkeit. Als sie jetzt vor mir stand, sah ich, wie übel die Zeit den Menschen mitspielt. Auch einer eleganten, schönen Frau wie Mama. Sie färbte sich das Haar immer noch blond und trug Lidschatten. Sie hatte Falten bekommen, das Gesicht wirkte länglicher, die Hände sahen alt aus und die Adern traten hervor. Sie versuchte zu lächeln, aber dabei kam nur eine Grimasse heraus.

»Sie durchsuchen einen hier«, sagte sie.

Sie grüßte nicht. Machte keinen Versuch, sich mir zu nähern oder mich in die Arme zu nehmen und mir ein paar tröstende Worte zu sagen oder mir einfach Vorwürfe zu machen. Sie

beschwerte sich.

»Das war bestimmt unangenehm«, sagte ich. »Warum bist du gekommen?«

»Ich darf doch wohl meine Tochter besuchen, ohne irgendwelche Erklärungen abgeben zu müssen.«

»Das hast du bislang nicht getan.«

Sie verstummte. Wir schwiegen beide.

»Viel Zeit habe ich nicht bekommen«, erklärte sie.

»Nein«, sagte ich.

Dann schwiegen wir noch eine Weile. »Ich habe mit der Ärztin gesprochen«, sagte sie schließlich.

»Mit der Ärztin?«

»Mit der, die dich hier im Gefängnis besucht.« »Mit der Psychiaterin? Hast du die Psychiaterin angerufen?«

»Sie war sehr freundlich. Ich habe in der Zeitung gelesen, dass du auf deinen Geisteszustand hin untersucht wirst, wie sie es ausgedrückt haben. Was ich nicht alles über dich in den Zeitungen lese! Ich habe herausgefunden, wer dich behandelt, und dann habe ich sie angerufen.«

»Wie denn?«

»Na, ich habe einfach angerufen.«

»Nein, ich meine, wie hast du das herausgefunden?«

»Durch unseren alten Hausarzt. Sie ist mit ihm verwandt oder so etwas. Ich habe mir erlaubt, mit ihr zu sprechen. Sie schien nichts dagegen zu haben.«

»Warum hast du sie angerufen?«

»Ich wollte wissen, wie es dir geht.«

»Warum?«

»Was meinst du damit, warum? Du bist meine Tochter.«

»Die du unerträglich findest. Hast du das vergessen? Hast du vergessen, dass ich andersherum bin? Dass ich lesbisch bin?!«

»Es ist völlig sinnlos, so zu reden«, sagte sie. »Es ist sinnlos, sich so aufzuregen, nur weil ich mit dir reden möchte.«

Ich schaute sie an und stand kurz davor, meine angestaute Wut an ihr auszulassen. Sie mit meiner ganzen Angst und Wut, mit meinen Phobien und meiner Panik zu konfrontieren und ihr gehörig die Meinung zu sagen. Aber ich sagte nichts. Sie starrte auf einen Fleck irgendwo hinter mir, als würde sie sich nicht trauen, mir in die Augen zu blicken. »Entschuldige«, sagte ich.

»Hast du es getan?«, fragte sie. »Was da in den Zeitungen steht?«

»Bist du gekommen, um das in Erfahrung zu bringen?«

»Nein, ich glaube nicht daran, was die Zeitungen sagen. Ich glaube nicht, dass du so etwas tun kannst. Nicht meine Tochter.«

»Deine Tochter?«

»Ja, meine Tochter.«

»Deine Tochter, die Lesbe?«

Sie schaute mich an.

»Ich habe nie verstehen können, wie du bist.« »Du hast es nie versucht.« Ich klang schroffer, als ich beabsichtigt hatte. »Vielleicht nicht«, sagte sie. »Vielleicht können wir das ein wenig korrigieren.« »Korrigieren?«

»Darüber reden. Vielleicht können wir uns hinsetzen und darüber reden, über dich und über uns. Ich weiß, dass ich nicht ...«

Ich sah, wie schwer sie sich mit diesem Gespräch tat.

»Du fühlst dich bestimmt furchtbar«, sagte sie. »Möchtest du mir sagen, was passiert ist? Ich weiß, dass du nicht imstande bist, jemandem etwas zuleide zu tun.«

»Bist du dir da sicher? Du weißt gar nichts über mich. Seit vielen, vielen Jahren hast du nichts von mir wissen wollen. Du hast dich lange für mich geschämt, und bestimmt jetzt noch mehr als je zuvor.«

»Trotzdem bin ich hierher gekommen, um mit dir zu reden«, sagte sie. »Ich weiß, dass ich dir nicht viel Verständnis entgegengebracht...«

»Viel Verständnis!«, öffnete sie nach.

»... und es ist ganz bestimmt meine Schuld, dass wir keine Verbindung zueinander gehabt haben, aber ich möchte das ändern. Ich möchte dir helfen.«

»Glaubst du nicht, dass es zu spät dafür ist?«

»Es ist nie zu spät«, sagte sie.

»Was hat die Psychiaterin zu dir gesagt?«

»Sie sagte, es sei gut, wenn wir uns treffen und miteinander reden würden.«

Sie zögerte.

»Dass es dir gut tun würde, weil es dir schlecht geht.« »Und da hast du auf einmal Gewissensbisse gekriegt?« »Ich ...«

»Hat sie dir gesagt, dass du dem armen Mädchen gegenüber ruhig etwas verständnisvoller hättest sein können, obwohl es so ist, wie es ist?«

»Sie ... Ich habe auch mit deinem Bruder gesprochen.«

»Deine Hilfe bringt mir nichts«, sagte ich und stand auf. »Nicht jetzt und nicht früher. Nie. Hast du das verstanden? Du hast mich die ganzen Jahre wie Luft behandelt, und du hast jetzt auch nichts in meinem Leben zu suchen. Gar nichts. Es ist zu spät,

begreifst du? Zu spät. Für dich und für mich!«

Ich trat gegen die Tür, die sich unverzüglich öffnete. Guðlaug mit den Clogs hatte Schicht.

»Ich möchte wieder in meine Zelle«, sagte ich.

»Aber du darfst noch länger draußen sein«, sagte sie und schaute Mutter an.

»Ich habe kein Interesse daran«, sagte ich und verließ den Raum. Dann erinnerte ich mich an eine kleine Bemerkung, drehte mich in der Tür um und schrie sie an: »Und meinem Bruder kannst du sagen, dass er mich am Arsch lecken kann!«

Nach fünf Wochen fanden sie Tómas' Leiche. Es hatte lange Zeit stark geregnet. Die Suchmannschaft aus Akureyri gab nicht auf, obwohl die Suche offiziell abgeblasen worden war. Sie durchkämmten immer wieder die ganze Gegend, und zum Schluss waren ihre Mühen von Erfolg gekrönt. Sie seilten sich in die Spalte ab, holten die Leiche heraus und hievten den Schlitten mit Gurten hoch. Sie handelten völlig unüberlegt, die jungen Leute aus der Rettungsmannschaft, die stolz auf ihre Leistung waren, dass sie die Leiche gefunden hatten. Die Polizei war alles andere als erfreut. Unter Umständen wie diesen muss immer die Kriminalpolizei hinzugezogen werden. Sie hätten den Leichenfund unverzüglich melden müssen, ohne etwas anzurühren.

Als die Polizei endlich eingeschaltet worden war, befand sich die Leiche in einem Hubschrauber auf dem Weg nach Akureyri. Der Schlitten stand am Rand der Spalte, und die Männer der Rettungsgesellschaft gaben später zu, dass sie an ihm herumgefummelt hatten.

Von Bettý hatte ich fast die ganze Zeit nichts gehört. Ich versuchte, sie anzurufen, aber sie ging nie an den Apparat. Wir hatten zwar abgesprochen, dass wir uns sehr zurückhalten mussten, aber trotzdem hatte ich das Gefühl, dass sie mir absichtlich aus dem Weg ging. Vielleicht lag es daran, dass ich mich verfolgt fühlte und unter grauenvollen Schuldgefühlen litt, die aus allen Richtungen auf mich einstürmten und mir so zusetzten, dass ich kurz davor stand, zur Polizei zu gehen und zu berichten, was geschehen war. Alles. Von dem Zeitpunkt an, als ich Bettý im Vortragssaal erblickte bis zu dem Moment, wo wir unsere Spuren am Rand der Spalte verwischten.

Ich war nicht imstande zu arbeiten. Ich fuhr nach Reykjavik in meine neue Wohnung, in der ich völlig zermürbt herumtigerte. Ich sehnte mich nach Bettý. Ich sehnte mich danach, mit ihr zu reden, ihre Stärke zu spüren, ihre beruhigende Stimme zu hören, sie sagen zu hören, dass sich alles einrenken würde. Ich sehnte mich danach, sie sagen zu hören, dass es bald vorüber sein würde. Dass alles vergraben und vergessen wäre und wir zusammen sein könnten, für immer. Ich brauchte sie so sehr, dass ich fast verrückt wurde. Ich versuchte wieder, bei ihr anzurufen. Ich versuchte, die tröstenden Worte zu finden, von denen ich wusste, dass sie sie für mich bereithielt, aber es war, als sei sie vom Erdboden verschluckt worden.

Sie war so viel stärker als ich. Sie brauchte mich augenscheinlich nicht in diesen entsetzlichen Zeiten. Sie nahm von sich aus keine Verbindung mit mir auf. Kein Wort. Gar nichts.

Das Letzte, was ich von ihr gehört hatte, war: Vertrau mir.

Ich ging zwar in die Niederlassung des Unternehmens in Reykjavik, aber ich war de facto arbeitsunfähig. Nach einer Besprechung, bei der ich völlig daneben war, rieten meine Kollegen mir, nach Hause zu gehen und mir Ruhe zu gönnen. »Nimm dir frei, du hast doch noch ein paar Tage Resturlaub.«

In der Zeit, bevor Tómas' Leiche gefunden wurde, wurde ich einmal von der Kriminalpolizei in Reykjavik vorgeladen. Es war angeblich eine Routinesache. Der Fall wurde als Vermisstenfall behandelt. In Akureyri sei keine Zeit gewesen, meine Aussage zu protokollieren. Das würde jetzt nachgeholt. Es war ein ganz sympathischer Kriminalbeamter, der mir das am Telefon sagte und mich fragte, ob ich am nächsten Vormittag bei ihnen hereinschauen könnte.

Bettý und ich hatten die Aussage zusammen geübt, und mir

war völlig klar, dass ich nicht davon abweichen durfte, aber ich hatte keine Ahnung, was sie wussten, und ich konnte mir überhaupt nicht vorstellen, wonach sie fragen würden. Eigentlich konnten sie nichts wissen, aber trotzdem war ich davon überzeugt, dass ich allein durch mein Mienenspiel preisgeben würde, dass ich in kriminelle Machenschaften verstrickt war. Früher bin ich nie imstande gewesen, überzeugend zu lügen, sondern erst jetzt. Jetzt bin ich Meister darin.

Anscheinend hatten sie bereits mit Bettý gesprochen. Der eine der Beamten war Lárus, der mich später noch oft verhören sollte. Den anderen habe ich nie wieder gesehen. Ich glaube, Lárus nannte ihn Sigurður. Sie sprachen über einen Erlendur, glaube ich, als ich eintraf, und über ein Skelett, das man im Kleifarvatn-See gefunden hatte.

Sie fragten mich nach meiner Verbindung zu Leo. Ich erinnerte mich an Bettýs Worte und wiederholte, was sie gesagt hatte. Zwischen uns gab es keine andere Verbindung, als dass wir beide für Tómas gearbeitet hatten und uns über die rein geschäftlichen Verbindungen hinaus mit Bettý und Tómas angefreundet hatten. Tómas und Leo waren gute Freunde. Bettý und ich waren gute Freundinnen. Ursprünglich wollten wir das Wochenende zu viert verbringen, aber Leo war in letzter Minute etwas dazwischengekommen. Sie nickten zustimmend.

»Und er wollte den neuen Schlitten testen, Tómas meine ich?«

»Der Motorschlitten war ganz neu, soweit ich weiß.« »Ja, das stimmt«, sagte Lárus. »War sonst noch jemand dabei?« »Nein, niemand.«

»Nur ihr beiden Frauen und Tómas? Kam das häufig vor?«

»Nein. Leo war verhindert.«

»Ja, das stimmt, das hat Bettý auch gesagt.«

Ich dankte ihr im Stillen, dass ihr Leo eingefallen war. Sie hatte

an alles gedacht.

»Tómas hatte diesen Wochenendtrip geplant«, sagte ich, und sie nickten zustimmend.

Sie fragten mich nach einigen Details, und ich war der Meinung, mich wacker geschlagen zu haben. Ich machte einen auf Betroffenheit, sprach leise und schaute sie mit besorgter, verzweifelter Miene an, hauptsächlich, um nicht nervös zu wirken und meine Angst zu unterdrücken.

Ich ging davon aus, dass Bettý, die trauernde Witwe, in Akureyri war, aber eines Tages erfuhr ich, dass sie sich in Reykjavik aufhielt. Verzweifelt versuchte ich, sie anzurufen. Wie zuvor ging niemand an den Apparat. Ich fuhr zu ihrer Villa im Þingholt-Viertel, aber drinnen waren weder Licht noch irgendwelche anderen Anzeichen menschlicher Anwesenheit zu sehen. Ich blieb vor dem Haus im Auto sitzen und wartete, aber sie ließ sich nicht blicken.

Ich benahm mich lächerlich, so komplett lächerlich, als hätte ich auch noch das letzte bisschen Verstand verloren, das ich besaß. Ich setzte sogar eine Sonnenbrille auf. Ich fuhr zum Hotel Saga und lag dort auf der Lauer. Ich weiß nicht, was ich mir dabei dachte. Ich wusste nicht, was ich tun würde, wenn ich sie zu Gesicht bekäme. Würde ich aus dem Auto stürzen und zu ihr laufen? Würde ich ihr nachrufen?

Ich bekam sie nirgends zu Gesicht. Andere Orte in Reykjavik, wo sie sich aufhalten konnte, waren mir nicht bekannt. Wir hatten uns entweder im Hotel getroffen, in ihrer Villa oder zu Hause bei mir. Ich hatte ihr einen Schlüssel von meiner Wohnung gegeben, und manchmal war sie zu meiner freudigen Überraschung unangemeldet gekommen.

Ich wusste nicht, wie weit ich gehen durfte. Die Ungewissheit zermürbte mich. Konnte ich einfach ins Hotel gehen und nach ihr

fragen? War das verdächtig? Konnte man mir später daraus einen Strick drehen? Warum durften wir nicht zusammen gesehen werden? Wir waren doch angeblich Freundinnen, bevor es passierte. Die Leute haben uns zusammen gesehen. Warum also nicht auch jetzt? Wirkte es nicht genauso verdächtig, wenn wir uns überhaupt nicht mehr trafen und die Verbindung zueinander abbrechen? Ich wollte Bettý nach all diesen Dingen fragen und sie sagen hören: Es kommt alles wieder in Ordnung.

Ich war so allein. Ich war so total entsetzlich allein.

Ich saß im Auto vor dem Hotel Saga und hing meinen Grübeleien nach, ohne zu einem Ergebnis zu kommen. Ich versuchte, es vor mir zu rechtfertigen, dass ich hineinging und mich nach Bettý erkundigte. Früher hatte ich das mit einem Lächeln im Gesicht getan. Jetzt konnte es gefährlich sein, oder? Aber was sollte eigentlich daran gefährlich sein? Wir waren Freundinnen. Wir konnten uns doch treffen. Ich durfte im Hotel nach ihr fragen. Wieso sollten wir dort nicht verabredet sein?

Ich stieg aus dem Auto. Gott sei Dank erinnerte ich mich daran, die Sonnenbrille abzunehmen, bevor ich das Foyer betrat. Dort war eine Frau, die ich nie zuvor gesehen hatte, und mein Herz tat einen erleichterten Sprung. Sie kannte mich nicht. Aber in dem Augenblick, als ich mich der Rezeption näherte, klingelte das Telefon, und sie nahm den Hörer ab. Aus einer Büronische dahinter erschien meine Freundin, die lächelnde Blondine mit dem großen Busen, die mir früher immer so nachgeblickt hatte, als sei ich auf dem Weg zu einer Sexorgie.

Es war zu spät, um einen Rückzieher zu machen. Sie hatte mich erblickt.

»Bettý ist nicht hier«, sagte sie in einem Ton, dass man es durchs ganze Foyer hören konnte.

Ich war stinkwütend auf mich, so dämlich zu sein. Dann wurde ich wütend auf sie. Als könnte ich nicht auch einen anderen Grund haben, ihr Hotel zu betreten, als Bettý zu treffen. Was ging es sie an, was ich da tat? Wieso mischte sie sich verdammt noch mal in mein Leben ein? Ich kannte die Person überhaupt nicht. Wenn ich ins Hotel kam, hatte ich manchmal aus lauter Höflichkeit eine Bemerkung über das Wetter gemacht oder etwas ähnlich Belangloses. Ich wollte gerade erwidern, dass ich mit jemand anderem in der Bar verabredet war, als sie auf einmal mit Tómas anfang.

»Ist das nicht schrecklich mit dem armen Tómas?«, faselte sie daher. »Einfach furchtbar, was da mit ihm passiert ist. Man muss doch so aufpassen, wenn man solche Touren unternimmt, das ist doch bekannt. Bei solchen Fahrten tun die Leute ja häufig völlig verrückte Dinge.«

Ich war mir nicht klar, ob sie wusste, dass ich auf dieser schicksalhaften Fahrt dabei gewesen war. Ich hatte aber keine Zeit, darüber nachzudenken.

»Bettý war vor drei Tagen hier, aber nur eine Nacht«, sagte sie, ohne dass ich sie danach gefragt hatte.

»Ach so«, sagte ich.

»Ja, die Ärmste war sehr deprimiert. Sie hat mich kaum begrüßt.«

Nein, genau, dachte ich im Stillen. Bettý hat ja sonst mit Sicherheit besonders großen Wert darauf gelegt, mit dir dummen Gans zu quatschen.

Ich lächelte.

»Nett, dich zu treffen«, sagte ich und strebte ins Hotel. An der Ostseite gab es einen zweiten Ausgang, durch den ich entkommen konnte. »Ich habe hier eine Verabredung mit...«

»Jetzt kann sie gute Freunde gebrauchen«, sagte die Frau.

»Es muss grauenvoll sein, wenn man in so etwas hineingerät.«

»Ja«, sagte ich, »ganz gewiss.«

»Deswegen ist es gut, wenn man gute Freunde hat«, fügte sie hinzu. »Ja.«

»Er kam früher auch manchmal ins Hotel«, sagte sie, »dieser Typ da, mit dem sie gekommen ist. Der sie abgeholt hat.«

»Wir sehen uns vielleicht...«, sagte ich und marschierte weiter in Richtung Speisesaal.

Ich wusste, dass sie mir nachstarrte, und ich versuchte, gelassen zu wirken. Ihre Stimme dröhnte mir noch im Kopf. Der sie abgeholt hat. Er kam manchmal hier ins Hotel.

Ich blieb stehen.

Sie hatte endlich begriffen, dass ich nicht mit ihr reden konnte, und beugte sich über ihren Computerbildschirm, ohne sich dessen bewusst zu sein, was sie gesagt hatte. Was für eine Bedeutung ihre Worte haben konnten. Sie war verwundert, als sie wieder hochschaute und mich vor dem Tisch stehen sah. Ich lächelte.

»War es dieser ...«, sagte ich und tat so, als bemühte ich mich, mich an jemanden zu erinnern, der mir entfallen war, und hoffte, dass sie den Satz zu Ende führen würde. Der Plan ging nicht auf.

»Wer?«, fragte sie.

»Der mit Betty zusammen war«, sagte ich. »War es vielleicht dieser Helgi, du kennst ihn doch sicher?« »Nein«, sagte sie.

Vielleicht stellte sie sich so stur, weil ich vorhin so kurz angebunden gewesen war. Sie wollte mir offensichtlich nicht weiterhelfen. Ich durfte aber auch nicht mehr Aufmerksamkeit erregen, als ich bereits getan hatte.

»Schon in Ordnung«, sagte ich. »Vielen Dank.«

Die verkniffene Miene lockerte sich.

»Ich kann mich nie erinnern, wie er heißt«, sagte sie. »Ein unangenehmer Typ. Er ist oft gekommen, nur um sie zu treffen. Wenn Tómas nicht hier war.«

»Kam er, um Bettý zu treffen?«

»Ja, dieser blöde Kerl. Er hat sich hier einmal mit einem Kellner angelegt, wegen rein gar nichts. Hat ihn mit Beschimpfungen überschüttet und stand kurz davor, auf ihn loszugehen. Der tickt nicht ganz frisch.«

Ich musste vorsichtig sein. Ich durfte nicht zu interessiert wirken.

»Ach so«, sagte ich, als käme mir auf einmal die Erinnerung. »Dann war es vielleicht dieser, na, wie heißt er doch noch ...?«

»Ja«, sagte sie, »jetzt fällt's mir wieder ein. Er heißt Leo. Jetzt erinnere ich mich. Leo. Er übernachtet häufig hier, wenn er in Reykjavík ist. Er geht allen hier im Hotel auf den Wecker.«

Klick-klack, klick-klack, klick-klack ...

Ich liege in der Finsternis und vergesse, die Schritte zu zählen, während sie sich entfernen. In meinem Kopf gärt so vieles, Gedanken kommen und gehen, ohne dass ich die Kontrolle darüber habe. Sie fallen aus allen Richtungen über mich her, und am zudringlichsten sind diejenigen, die ich am liebsten verdrängen möchte, um jeglicher Auseinandersetzung aus dem Weg zu gehen. Ich versuche, die Gedanken von all dem zu befreien, was mich in letzter Zeit gequält hat, und sie in andere Bahnen zu lenken, aber das ist nicht einfach. Sie brechen immer wieder hervor, sogar wenn ich versuche, bei Papa zu sitzen, wenn die Sonne zum Fenster hineinscheint und auf die Blumen fällt, die ich ihm gebracht habe. Er liegt da, er kann sich vor Schmerzen nicht rühren und sieht mich an.

Ich schaue auf seine Hände, die einmal so stark und schön gewesen waren. Ich erinnere mich daran, wie er sie wusch, lange und gründlich wie ein Chirurg.

Er kann nicht mehr sprechen. Sein Atem geht kurz und stoßweise. Ich glaube, er hat sich nicht damit ausgesöhnt, dass er sterben muss, und das ist das Schlimmste. Ich sehe es ihm an den Augen an. Wie er mich anschaut und mir schweigend zu verstehen gibt, dass der Tod nicht fair ist.

Tozzis Tod war ebenfalls nicht fair. Das weiß ich. Niemand verdient es, so zu sterben, wie Tozzi starb. Bizarr. Völlig aus heiterem Himmel ermordet. Es spielt überhaupt keine Rolle, um was für einen Menschen es sich handelt. Niemand sollte sterben müssen, wie Tozzi starb. Ich habe Zeit gehabt, um darüber nachzudenken. Ich habe Zeit gehabt, um zu bereuen, und ich bereue es zutiefst. Ich bereue zutiefst, was ich getan habe. Ich

weiß, dass solche Worte im Nachhinein nicht viel besagen, aber was ich sage, ist ehrlich gemeint. Ich bereue es zutiefst. Trotz dem, was er mir angetan hat. Inzwischen weiß ich, dass es nur ein kleines Vergehen in diesem überaus komplizierten Verbrechen war.

Ich habe die Erinnerungen an die letzten Tage im Leben von Papa zerstört. Immer wenn ich an Papa denke, zwingt sich mir das Bild von Tozzi auf. Papa bekam Zeit, um sich zu verabschieden, um seine Dinge zu ordnen und dann lange, qualvolle Nächte darauf zu warten, dass der Tod kam, um ihn zu holen. Er konnte mit dem Leben abschließen, auch wenn er sich nicht damit abgefunden hatte, dem Tod unterlegen zu sein, er wusste zumindest, wer der Feind war. Tozzi war völlig ahnungslos. Betty und ich waren der Tod, und wir schickten ihn stöhnend in die Finsternis. Hätte es einen Unterschied gemacht, wenn das Nachspiel anders gewesen wäre?

Hätte ich ebenso tief bereut? Kenne ich mich überhaupt nicht mehr? Habe ich mich jemals gekannt?

Vor meinen Augen spielte es sich ab wie ein schneeweißer Albtraum.

Ich versuche, es zu verdrängen, aber es gelingt mir nicht. Ich schaffe es nicht. Was habe ich getan? Wie konnte es diesen Verlauf nehmen?

Er lag hilflos unten in der Spalte und starrte zu uns hoch. Er war bewusstlos, als wir ihn zum Rand der Spalte schleiften. Betty hatte ihn auf ihrem Schlitten gehabt. Ich folgte ihr auf dem anderen Schlitten. Es war nicht weit bis zu dem Gebiet, wo die Spalten waren. Betty kannte die Gegend gut, ich weiß nicht, wieso. Vielleicht war sie mit Tozzi schon häufiger dort gewesen, auch im Sommer. Ich weiß bloß, dass sie alles minutiös geplant und vorbereitet hatte.

Wir gingen davon aus, dass er tot war, als wir ihn über die Kante hinweg in die Schlucht fallen ließen. Er stieß mit dem Kopf gegen den Fels, ein grauenvolles Geräusch, und dann landete er auf dem Rücken. Darauf folgte eine seltsame Stille, und auf einmal hörten wir sein Stöhnen. Wir starrten einander an, beugten uns weiter vor und sahen, wie er aus der Tiefe zu uns hochschaute. Ich kann die Qualen in seinen Augen nicht vergessen, das völlige Unverständnis, die Angst. Den Anblick werde ich nie vergessen. Es war der gleiche gepeinigte Gesichtsausdruck wie bei meinem Vater auf dem Totenbett. Es war, als versuchte er, uns etwas zuzurufen. Dann schlossen sich seine Augen.

»Vielleicht können wir ihn retten«, sagte ich zu Bettý. »Red doch nicht so einen Quatsch«, sagte sie. »Er ist tot.«

»Ich wusste nicht, dass du ihn angreifen würdest. Was hast du dir dabei gedacht?«

»Was hast du denn gedacht, was wir hier oben in der Einsamkeit machen würden?«, zischte sie mich an. »Karten spielen vielleicht? Versuch bloß nicht, dich deiner Verantwortung dafür zu entziehen. Wir stecken hier zusammen drin. Wir stecken hier zusammen drin«, wiederholte sie. »Je eher du dir das klar machst, desto besser, begreifst du das?«

Ihre Augen waren starr auf mich gerichtet.

»Das ist der Mann, der dich vergewaltigt hat«, sagte sie. »Der Mann, der mich all diese Jahre geschlagen hat. Der Mann, der zwischen uns stand. Wir sind ihn los. Wir sind frei.«

»In Ordnung, Bettý«, sagte ich. »Ist schon in Ordnung, Bettý.«

Ich vermeide es möglichst, an diesen Augenblick zu denken, als wir am Rand der Spalte standen und sie mich auf den Mund küsste und mich umarmte und mir sagte, dass es das war, was wir beide gewollt und gewünscht und herbeigesehnt hatten. Ich

weiß nicht mehr, wie lange wir da bei der Spalte standen, über Tozzis Leiche. Ich weiß im Grunde überhaupt nicht, was danach geschah, bis wir zu dem Bauernhof kamen und den Leuten vorlogen, dass Tómas vermisst sei. Bettý nahm alles in die Hand. Sie schien so genau zu wissen, was sie tat, als hätte sie es bis ins kleinste Detail vorausgeplant. Sogar das Wetter war auf ihrer Seite.

Wenn ich zurückdenke, erinnere ich mich, dass Bettý sich nach dem ersten Hieb neben Tómas niederkniete und dann noch zwei weitere Male mit aller Kraft den Vorschlaghammer niedergehen ließ. Sie wollte sichergehen. Als wir zur Hütte zurückgekehrt waren, verbrannte sie ihren blutverschmierten Skianzug und streute die Asche in alle Winde.

Was nutzt es, wenn man bereut? Es hilft mir gar nichts. Ich bereue, und ich bete zu Gott, dass er mir vergibt, aber deswegen geht es mir keineswegs besser. Ich habe Besuch von einem Priester bekommen. Ich habe darum gebeten. Ich habe mit ihm über den Tod und über Papa gesprochen. Er hat mir geraten zu beten. Ich bete. Und quäle mich trotzdem weiter. Ich finde keinen Seelenfrieden. Vielleicht ändert sich das, wenn ich die Wahrheit sage. Wenn ich sage, wie alles zusammenhängt. Wenn ich mit Dóra rede und alles gestehe. Vielleicht wird es mir dann besser gehen.

Aber was soll ich gestehen?

Was genau soll ich gestehen? Soll ich zugeben, dass ich Bettý liebe, weil das mein einziges Vergehen in dem Ganzen gewesen ist?

Ich wünschte, ich wüsste, was ich gestehen sollte. Ich glaube, es würde mir schon sehr viel helfen, wenn ich das wirklich wüsste.

*

In den Wochen, die sie brauchten, um Tómas zu finden, ist sie mir aus dem Weg gegangen, so viel weiß ich. Während dieser ganzen Zeit habe ich sie nur einmal am Telefon erreicht. Ich fragte sie nach Leo.

»Wo bist du, Betty?«, war das Erste, was ich hervorbrachte. Ich hatte es mit einer ihrer Handynummern probiert, und nachdem ich es wer weiß wie oft vergeblich versucht hatte, antwortete sie dieses eine Mal.

»Wir sollten nicht miteinander reden«, sagte sie. Sie hatte geraucht, ich hörte es an ihrer Stimme. Und sie war auch nicht nüchtern.

»Weshalb nicht?«, fragte ich. »Weswegen gehst du mir aus dem Weg?«

»Musst du wirklich danach fragen?«, sagte sie. »Ich nehme Verbindung mit dir auf, sobald es geht. Wenn alles in Ordnung ist. Verstehst du? Du musst doch wissen, was du getan hast. Dir ist doch hoffentlich klar, dass du vorsichtig sein musst.«

»Was hast du mit Leo im Hotel gemacht?«, fragte ich.

»Mit Leo? Im Hotel?«

»Was ist da zwischen dir und Leo?«, fragte ich. »Wieso ist er jetzt auf einmal ins Spiel gekommen?«

»Von was für einem Hotel redest du?«

»Lüg mich nicht an, Betty«, sagte ich und senkte die Stimme. »Ich weiß, dass ihr zusammen im Hotel Saga wart.«

»Im Saga?«, sagte sie nachdenklich. »Wir waren nicht zusammen im Hotel Saga, Leo hat mich nur neulich von dort abgeholt. Ich bin wegen einer Besprechung nach Reykjavik gekommen, es ging um Tozzi und das Unternehmen. Um Himmels willen, hör mit diesem Schwachsinn auf.«

»Hat er dich nur abgeholt?«

»Natürlich! Hör auf damit.«

Wir schwiegen.

»Hast du ihnen von Leo erzählt?«, fragte sie nach einer Weile.

»Hast du das der Polizei erzählt?«

»Ja«, antwortete ich. »Ich habe ihnen gesagt, dass wir zusammen zu euch wollten. Sie wussten es aber schon. Du hast es ihnen auch gesagt.«

»Und?«

»Ich denke, dass sie mir geglaubt haben. Können wir uns nicht treffen? Nur ein einziges Mal.«

Ich flehte sie an. Ich sehnte mich unsäglich danach, mit ihr zusammen zu sein.

»Ausgeschlossen, mein Schatz«, sagte sie sanft. »Erst, wenn das alles überstanden ist, dann ... So lange musst du stark sein. Sei so stark wie ich, dann wird alles gut.«

Ich wurde wieder ruhiger. Trotzdem nagte da noch etwas an mir, etwas, was sie gesagt und ich nicht verstanden hatte.

»Liebling, ich muss jetzt weg«, sagte sie.

»Was hast du damit gemeint, als du gesagt hast, ich müsste doch wissen, was ich getan habe?«, fragte ich. »Was bedeutet das?«

»Was?«

»Du hast gesagt, ich müsste doch wissen, was ich getan hätte. Was meinst du eigentlich? Warum drückst du das so aus? Es klingt, als hätte ich es getan.« »Wann habe ich das gesagt?«

»Vorhin! Du hast gesagt, du musst doch wissen, was du getan hast. Was meinst du damit?«

»Nun beruhige dich doch, Sara, ich weiß wirklich nicht, wovon du sprichst. Und wir können das jetzt nicht auf dem Handy bereden, das geht einfach nicht.«

»Als sei es ganz allein meine Angelegenheit, meinst du? Dass ich es ganz allein getan hätte? Meinst du das?!«

Sie schaltete das Handy aus. Ich fing an zu schreien: Betty! Betty! Betty!, aber sie war nicht mehr da.

*

Kurze Zeit später begann ich, Informationen einzuholen. Ich verstand Betty, als sie mir erklärte, dass wir im Augenblick keine Verbindung zueinander haben dürften, dass es zu gefährlich sei, aber ich war verunsichert, nachdem ich erfahren hatte, dass sie mit Leo im Hotel Saga gewesen war. Das war unser Ort. Betty behauptete, er hätte sie nur abgeholt, und ich gab mich zunächst damit zufrieden. Es konnte ja ganz gut so sein. Zwei Tage später aber genügte es mir nicht mehr.

Da lief mir nämlich ganz zufällig Tozzis früherer Personaldirektor über den Weg. Wir waren einander zwar nie vorgestellt worden, aber er kannte mich aus irgendwelchen Gründen. Mir fiel ein, dass er mich vielleicht einmal auf einer von Tozzis Partys gesehen haben konnte.

Es war im »Nordischen Haus« in Reykjavik. Ich hatte einen Spaziergang unternommen und befand mich auf einmal in der Nähe der Universität und der juristischen Fakultät, an der ich, so kam es mir jedenfalls vor, vor einem ganzen Menschenleben studiert hatte. Ich spazierte zum »Nordischen Haus« hinüber und setzte mich in die Cafeteria, und plötzlich kam er zu mir an den Tisch, dieser Personaldirektor. Er war um die fünfzig, ziemlich korpulent und hieß Oskar. Ich gab ihm die Hand.

Er war nicht mehr bei der Firma und erklärte, dass er etwa um die gleiche Zeit dort aufgehört hatte, als ich anfang. Genau wie ich vermutet hatte, konnte er sich von einer Cocktailparty her an mich erinnern. Er war jetzt Dozent an der Uni, in Betriebswirtschaft, glaube ich.

»Es muss ja wohl entsetzlich da oben in den Bergen gewesen sein«, sagte er und schien informiert zu sein, dass ich dabei gewesen war. Ich fragte ihn nicht danach, wieso er das wusste. In den Nachrichten war nur von »Gästen« die Rede gewesen, Namen waren nicht genannt worden. Der Klatsch sorgt meist schon dafür, solche Lücken zu füllen, meistens sogar erstaunlich korrekt.

»Du weißt, dass ich dabei war?«, fragte ich.

»Man hört so einiges«, antwortete er. »Du und Bettý, seine Frau, wurde nur gesagt. Sie ist eine gute Freundin von dir, nicht wahr?«

»Ich möchte am liebsten so wenig wie möglich darüber reden«, sagte ich und fügte hinzu, dass ich jemanden erwartete. Ich warf einen Blick auf die Uhr, um zu signalisieren, dass ich in Ruhe gelassen werden wollte. Ich versuchte, mir darüber klar zu werden, ob ich da einen Unterton in seiner Stimme gehört hatte, als er erklärte, dass Bettý und ich gute Freundinnen seien. Ich wusste nicht, ob ich rot geworden war. Ich schaute aus dem Fenster der Cafeteria und sah den kleinen Teich vor dem Haus.

»Nein, natürlich nicht, das verstehe ich«, sagte er, machte aber keine Anstalten zu gehen. »Grauensvoll, so zu Tode zu kommen. Und nicht gefunden zu werden.«

»Sie finden ihn bestimmt«, sagte ich.

Ich stand kurz davor, in Tränen auszubrechen. Draußen herrschte Windstille, und der kalte Teich war spiegelglatt.

»Also dann«, sagte er und schien endlich begriffen zu haben, dass ich in Ruhe gelassen werden wollte. »Nett, dich zu treffen. Du wirst doch bestimmt weiterhin für das Unternehmen tätig sein?«

»Ich denke schon«, sagte ich.

»Das würde Bettý bestimmt wollen. Sie hat schließlich ganz

schön dafür kämpfen müssen, dass du eingestellt wurdest.«

Ich nickte ihm zu und war froh, dass er endlich abziehen schien. Er drehte sich um und verließ die Cafeteria. Ich blickte ihm nach und sah, wie er in der Eingangshalle vor einem Ausstellungsobjekt stehen blieb.

Es war eine grönländische Ausstellung mit alten Gerätschaften für den Seehundfang.

Ich lächelte vor mich hin. Die Leute glauben immer, dass sie ganz genau Bescheid wissen, haben aber im Grunde genommen keine Ahnung. Bettý hatte nicht dafür gekämpft, dass ich eingestellt wurde. Tómas Ottósson Zöega persönlich wollte mich wegen meiner Spezialkenntnisse als Juristin einstellen, und er hatte Bettý geschickt, um mit mir zu reden. Klatschgeschichten hatten die Tatsachen völlig verdreht.

Klatschgeschichten ...

Ich schaute in die Eingangshalle, stand auf und ging zu dem Mann hinüber. Er betrachtete ganz vertieft irgendwelche eisernen Werkzeuge und wunderte sich sehr, als ich auf einmal neben ihm stand.

»Es war Tómas«, sagte ich, »der mich für die Firma gewinnen wollte. Nicht Bettý. Das muss ein Missverständnis sein. Ich wollte bloß ... Es wird so viel erzählt und missverstanden. Ich wollte das bloß klarstellen.«

»Selbstverständlich«, sagte er. »Vielleicht habe ich das einfach falsch in Erinnerung, und es spielt ja auch gar keine Rolle.«

»Für mich spielt es eine Rolle«, sagte ich, während ich verlegen neben ihm stand und nicht wusste, ob ich mehr sagen oder lieber verschwinden sollte.

»Es war bloß ...« Er zögerte.

»Was?«

»Es war bloß das, was Tómas seinerzeit gesagt hat, als er mir mitteilte, dass du als Mitarbeiterin eingestellt würdest.«

»Was hat er gesagt?«

»Ich will dir nicht zu nahe treten«, sagte er, »und er hat ja auch keineswegs Recht behalten. Ich weiß, dass du der Firma hervorragende Dienste geleistet hast, beispielsweise im Zusammenhang mit den deutschen Geschäftsbeziehungen.«

»Ich habe keine Ahnung, worüber du redest«, sagte ich. »Was hat Tómas genau gesagt?«

Er ging zu einem anderen Glaskasten und schaute sich interessiert unterschiedliche Ausführungen von alten grönländischen Messern an, mit denen man die Häute abgezogen hatte.

»Er hat gesagt, er wüsste nicht, was er mit dir anfangen sollte, und er hat in Zweifel gezogen, ob du überhaupt von Nutzen sein würdest.«

»Wie bitte?«

»Er hat bezweifelt, ob du überhaupt von Nutzen sein würdest.«

»Hat er das wirklich gesagt?«

»Wie gesagt, er hat keineswegs Recht behalten. Ich habe ihm gesagt, man könne nie im Voraus wissen, was dabei herauskäme, wenn er dich einstellte. Aber er war jedenfalls absolut nicht damit einverstanden, dass er quasi gezwungen war, dich einzustellen. Er konnte überhaupt nicht sehen, was für einen Sinn das haben sollte.«

»Aber ... weshalb hat er mich dann eingestellt?«

Ich stellte die Frage, ohne nachzudenken, denn ich war vollkommen entgeistert über das, was der ehemalige Personalchef gesagt hatte, aber die Antwort wusste ich bereits,

noch bevor er den Mund aufat.

»Wenn ich richtig verstanden habe, wurde er stark unter Druck gesetzt«, sagte der Mann.

Ich starrte die alten Jagdmesser an und unzählige Gedanken schossen mir durch den Kopf, die alle um den Augenblick kreisten, als Bettý den Vortragssaal betrat und ich sie zum ersten Mal erblickte.

»Wenn ich richtig verstanden habe, hat seine Frau ihm zugeredet, dass du eine wertvolle Mitarbeiterin sein würdest, wegen deiner fundierten Kenntnisse im Zusammenhang mit dem Europäischen Wirtschaftsraum. Und ...«

Er zögerte.

»Und was?«, fragte ich, während ich durch die Scheibe starrte.

»Er hat nachgegeben.«

Als ich anfang, mich damit auseinander zu setzen, wusste ich nur das eine über Bettý, dass ich sie mehr als mein Leben liebte. Wahrscheinlich tut es niemandem gut, so zu lieben, wie ich Bettý liebte. In meinem Fall endete es in einer Katastrophe.

Bettý sprach fast nie über ihre Vergangenheit. Es war, als existierte sie nicht. Aber aus mir holte sie alles heraus, ich erzählte ihr Dinge, über die ich nie zuvor mit jemandem gesprochen hatte, über meine Mutter, meinen Bruder und meinen Vater und seinen Todeskampf. Jedes Mal, wenn ich den Spieß umzudrehen versuchte und sie dazu bringen wollte, mir etwas über sich zu erzählen, wechselte sie das Thema und erklärte, dass es da nichts zu erzählen gebe.

Einige wenige Male geschah es aber doch, dass sie Geschichten aus ihrer Kindheit und Jugend preisgab. Sie schien nur schreckliche Erinnerungen daran zu haben, was angesichts der Umgebung, in der sie aufgewachsen war, auch nicht verwundern konnte - eine Jugend in Breiðholt, mit einer Alkoholikerin als Mutter und einem Stiefvater, der handgreiflich wurde.

Einmal erzählte sie mir von dem ersten Mädchen, mit dem sie zusammen war. Sie erwähnte den Namen Sylvia. Über sie erfuhr ich nur, dass die beiden sich in einer Sozialbausiedlung kennen gelernt hatten, weil sie den gleichen Treppenaufgang hatten, und Bettý erzählte von diversen Sexspielen mit diesem Mädchen, die zumeist in der Waschküche im Keller des Wohnblocks stattfanden. Sylvia war zwei Jahre älter. Sie waren ein halbes Jahr zusammen, dann zog Sylvia woandershin. So lautete Bettýs Version.

Als ich begann, nach dieser Frau zu suchen, hatte ich keine

Ahnung, ob Sylvia der richtige Name war. Ich schlug zuerst im Telefonbuch nach, wo es einige Frauen mit diesem Namen gab. Als Nächstes rief ich einen Bekannten beim Interessenverband der Homosexuellen an und brachte ihn dazu, nachzuprüfen, ob es eine Sylvia in der Mitgliederkartei gab. Er fand eine. Sie stand im Telefonbuch, und ich rief sie an. Sie hatte nie etwas von einer Bettý gehört.

Ich rief noch einmal meinen Bekannten an und fragte, ob er von irgendeiner Sylvia wüsste, die nicht Mitglied war. Er erklärte sich bereit, das für mich durchzuchecken und später zurückzurufen. Zwei Tage später hörte ich wieder von ihm. Er hatte sich einige Mühe gemacht, hatte mit diversen Leuten gesprochen und schließlich von einer Frau dieses Namens erfahren, die angeblich im Árbær-Viertel wohnte. Wieder griff ich zum Telefonbuch und fand eine Sylvia in Árbær. Als ich anrief, kam sie an den Apparat. Sie brauchte geraume Zeit, um zu begreifen, um was es ging. Ich glaube, sie hatte etwas getrunken. Aber auf einmal schien sie zu kapieren, über wen ich sprach. Sie konnte sich gut an Bettý erinnern.

Ich gab vor, in der Redaktion für eine Publikation zu sitzen, die anlässlich des Jubiläums der Schule, die Bettý und sie besucht hatten, herausgegeben werden sollte. Man plane ein eindruckvolles Magazin, und wir in der Redaktion seien dabei, alte Geschichten aus den verschiedenen Jahrgängen und möglichst auch Bilder von Ehemaligen zu sammeln. Sylvia hatte nicht das geringste Interesse daran und erklärte, gar nichts dazu beitragen zu können. Erst als es mir gelungen war, das Gespräch auf ihre alte Freundin Bettý zu bringen, schien sie anzubeißen.

Sylvia wohnte in einer kleinen, nicht sehr hellen Wohnung. Das Wohnzimmerfenster ging zum Garten hinter dem Haus, wo eine

einsame Schaukel neben einem unbenutzten Sandkasten hing. Sylvia war nervös, sie steckte sich eine Zigarette nach der anderen an und sah zehn Jahre älter aus, als sie meiner Meinung nach sein konnte. Sie hatte mich zu sich nach Hause eingeladen und mich gebeten, ihr aus dem Staatlichen Monopolladen zwei Flaschen Wodka mitzubringen. Als ich damit eintraf, nahm sie die Flaschen entgegen, aber von Bezahlung war keine Rede. Wahrscheinlich war die Aussicht auf Wodka der Grund dafür, dass sie mich eingeladen hatte. Sie schenkte sich unverzüglich ein Glas ein, pur, schaute mich dann an, wie um mir etwas anzubieten, und als ich den Kopf schüttelte, kippte sie den Inhalt in einem Zug hinunter, füllte das Glas wieder und setzte sich. Danach wirkte sie etwas ruhiger. Angeblich arbeitete sie als Krankenpflegerin in Privathaushalten. Nach einem ausführlichen Gespräch über die Schule und die alten Zeiten kam ich auf Bettý zu sprechen, zunächst vorsichtig, aber dann ziemlich direkt. »Kennst du Bettý?«, fragte sie.

»Nur oberflächlich«, antwortete ich knapp. »Ich habe sie im Zusammenhang mit diesem Projekt angerufen, und sie verwies mich an dich.«

Sylvia nickte und führte sich einen weiteren Schluck zu Gemüte.

»Es ist viele Jahre her, seit ich sie zuletzt getroffen habe«, sagte sie. »Also, bestimmt ... ich meine, es ist bestimmt fünfzehn Jahre her oder so was. Ist sie nicht nach Akureyri gegangen?«

»Stimmt«, sagte ich. »Wie war Bettý, als du sie kennen lerntest?«

Ich wollte mir einerseits keine Informationen aus der Nase ziehen lassen, aber andererseits auch nicht zu interessiert

wirken.

»Sie war in Ordnung«, sagte Sylvia. »Das intelligenteste Mädchen, das mir je im Leben begegnet ist. Die ließ sich absolut nichts bieten. Sie hat es mit den Jungs aufnehmen können, da kannte sie gar nichts.«

Ich fragte sie, ob sie ein Bild von Bettý aus der Zeit besäße, als sie zur der Schule ging.

»Nee«, sagte Sylvia lang gedehnt, »das glaube ich nicht. Ich besitze gar keine Fotos aus dieser Zeit mehr. Bei mir zu Hause wurden keine Fotos gemacht, und bei Bettý war es, glaube ich, genauso. Ihr Vater ...«

»War es nicht ihr Stiefvater?«, warf ich ein.

»Doch, der Kerl war ein richtig brutales Schwein. Die Schreie von Bettýs Mutter konnte man im ganzen Haus hören.«

»Hatte Bettý Geschwister?«

»Nee, oder warte mal, doch, aber auf jeden Fall Halbgeschwister, zwei Brüder, so richtige Halbstarke. Sie waren älter, und Bettý hatte keine Verbindung zu ihnen. Ich glaube, der eine von denen saß damals sogar in Litla-Hraun ein.«

Sylvia stand auf und schenkte sich das nächste Glas ein. Sie schien nicht das Bedürfnis zu haben, irgendwelche Erklärungen abzugeben, weswegen sie am helllichten Tag Wodka pur in sich hineinschüttete. Derartige Skrupel hatte sie längst hinter sich gelassen.

»Sie hat immer davon geträumt, reich zu sein«, sagte sie, als sie sich wieder gesetzt hatte. »Bettý hatte nur ein einziges Ziel im Leben, als wir uns kennen lernten, und das war, reich zu werden. Sie wollte im Geld schwimmen, wenn sie erwachsen wurde. Sie wollte sich alles leisten können und ein Luxusleben führen. Sie hat oft darüber geredet, was sie alles machen

würde, wenn sie reich wäre. Sie wollte auf einer Insel im sonnigen Süden leben und nie wieder in dieses beschissene Land zurückkehren.«

Sylvia lächelte.

»Davon haben wir alle geträumt, glaube ich«, sagte sie. Dann trank sie wieder einen Schluck.

»Sie nannte es ein beschissenes Land, sie hasste die Kälte und den Dreck hier im Winter. Sie war ganz schön raffiniert, das war sie. Aber da war irgendwas ... etwas ...«

»Was?«

»Ach, ich weiß nicht, wie man so was nennt. Vielleicht Falschheit. Sie kannte überhaupt keine Moral. Sie dachte ausschließlich an sich selbst. Sie hat sich darauf verstanden, uns hier im Block oder in der Schule gegeneinander aufzuhetzen, und sie konnte andere Kinder derart mobben und schikanieren, dass sie sich nicht mehr vor die Tür trauten. Aber sie konnte auch unheimlich lieb und nett sein und irgendwie ...«

Sylvia war jetzt so alkoholisiert, dass sie immer leiser sprach und auf einmal mitten im Satz aufhörte. Sie saß nachdenklich da, während sie das leere Glas umklammerte, versunken in Erinnerungen, die sie anscheinend völlig in den Hintergrund gedrängt hatte.

»Du weißt vielleicht, wie sie war, oder? Kann sein, dass sie immer noch so ist.«

»Wie sie war?«

»Mit Mädchen. Ist sie immer noch so?« »Ich kenne ...«

»Sie war gut, das muss man ihr lassen.« Sylvia stand auf, holte die Wodkaflasche und stellte sie auf den Tisch. Sie war nur noch halb voll.

»Betty war aber auch mit Jungs zusammen. Damals hat sie es

sowohl mit Jungs als auch mit Mädchen getrieben. Sie war ausgesprochen frühreif ...« Sylvia schaute mich an.

»Ich sollte vielleicht nicht so über sie reden. Verrate ich hier irgendwelche Geheimnisse?«

»Das glaube ich nicht«, sagte ich verlegen, um irgendetwas zu sagen.

»Ich habe gehört, dass sie eine Abtreibung gemacht hat.«

»Eine Abtreibung?«

»Die Freundin meiner Schwester arbeitet bei einem Arzt...«

»Ich hatte gehört, dass sie keine Kinder bekommen kann«, unterbrach ich sie. »Tatsächlich?« »Ganz bestimmt.«

»Ich habe aber etwas anderes gehört!« Sylvia ließ sich nicht beirren. »Du glaubst vielleicht, dass ich lüge. Du glaubst vielleicht, dass ich mir das alles zusammenlüge.«

»Nein«, sagte ich, »ganz bestimmt nicht, es ist nur, ich ... Für mich ist das ganz neu, ich glaubte ...«

Sylvia leerte ihr Glas.

»Weißt du, wann das war?«, fragte ich.

»Vor drei Jahren ungefähr, oder so was Ähnliches.«

»Du weißt, was mit Tómas, ihrem Mann passiert ist?«, sagte ich.

»Ja, ja, das war doch in den Nachrichten.«

Diese Eröffnung hatte mich völlig aus der Bahn geworfen. Ich erinnerte mich nur zu gut, als Bettý mit mir über ihre und Tómas' Probleme sprach. Als sie mir von der Fehlgeburt erzählte und den Schwierigkeiten im Zusammenhang mit der künstlichen Befruchtung. War sie tatsächlich so weit gegangen, so etwas zu erfinden?

»Darüber wirst du aber doch nicht in diesem Blatt schreiben, oder?«, sagte Sylvia. »Über diese Abtreibung und dass sie es

früher mit Mädchen machte und dass sie sich nie bei einem meldet, nie.«

Sylvia füllte ihr Glas noch einmal, stand auf und hielt es in der Hand.

»Hat sie etwas darüber gesagt ... nein, das wäre irgendwie komisch ...«

»Worüber soll sie etwas gesagt haben?«

Sylvia ging zum Wohnzimmerfenster und schaute in den Garten, auf die Schaukel und den Sandkasten.

»Hier spielen nie Kinder in diesem Garten«, sagte sie. »Ich hab hier in diesem Block noch nie Kinder gesehen.«

»Nein, es ...«

»Hat sie etwas über mich gesagt?«, unterbrach sie mich und schien davon auszugehen, dass ich von Bettý zu ihr gekommen war.

Ich brauchte eine Weile, bis ich begriff, was sie meinte.

»Hat sie etwas über mich gesagt?«, wiederholte sie. »Sie bat mich, Grüße auszurichten«, log ich und verachtete mich selbst wegen dieser Lüge.

Klick -klackend führte mich Guðlaug den Gefängniskorridor entlang zum Verhörraum. Ich hätte ihr am liebsten gesagt, sie sollte sich statt der Clogs weiche Sandalen kaufen, aber aus Kinofilmen hat man gelernt, dass man Gefängniswärter nicht provozieren soll.

Diesmal warteten Dóra und Lárus schon auf mich. Irgendjemand befand sich hinter dem Spiegel, denn beide waren ausgesprochen höflich, vor allem Lárus. Das war sonst nicht seine Art. Beide waren superordentlich gekleidet. Ich fand auch, dass Dóra besser aussah. Ich blickte in den Spiegel, aber wie gewohnt sah ich nichts anderes als mich selbst in diesem schrecklichen Zimmer. Ich überlegte, ob womöglich der Polizeipräsident persönlich auf der anderen Seite sein konnte.

Lárus schaltete das Tonbandgerät ein. Er verlas das Aktenzeichen des Falls sowie Datum und Tageszeit. Es war erst kurz nach zehn. Morgens, nahm ich an, aber das spielte keine Rolle für mich.

»Wir haben über Tómas vermeintliche Vergewaltigung gesprochen, Sara«, sagte Lárus, der angestrengt darum bemüht war, sich formell zu geben. »Du streitest ab, dass es eine Vergewaltigung gewesen ist.«

»Ist das eine Frage?«, entgegnete ich.

»Hat Tómas dich vergewaltigt?«, fragte Lárus.

»Nein«, sagte ich, »das hat er nicht getan.«

»Würdest du sagen, dass es - falls er es getan hätte -für dich ein ausreichender Grund gewesen wäre, ihn umzubringen ? «

»Falls?«

»Keine Ausflüchte«, sagte Dóra. »Wir haben genug andere

Dinge am Hut.«

»Ja«, sagte ich. »Ich finde, dass man Vergewaltiger umbringen sollte, aber es hat eben keine Vergewaltigung stattgefunden.«

»Dagegen steht die Aussage deiner Freundin«, sagte Dóra.

»Sie lügt«, sagte ich. »Begreift ihr das nicht? Werdet ihr nie begreifen, dass alles, was sie sagt, gelogen ist?« »Ruhig bleiben«, sagte Lárus.

»Du kannst mich mal«, stieß ich hervor. »Betty hat eine Abtreibung machen lassen, wusstet ihr das? Hat sie es euch gesagt? Habt ihr sie danach gefragt? Habt ihr sie danach gefragt, weshalb sie eine Abtreibung machen ließ?«

»Was hat das mit der Sache zu tun?«, fragte Dóra.

»Mit der Sache zu tun?«, konterte ich. »Ihr seid doch von der Polizei. Findet ihr das doch heraus. Findet doch heraus, weshalb sie zu Tómas gesagt hat, sie könnten keine Kinder bekommen. Fragt sie danach, ob Tómas nicht gerne Kinder mit ihr gehabt hätte, es aber nicht geklappt hat. Fragt sie, weshalb sie eine Abtreibung machen ließ.«

»Wir haben nichts in Bezug auf eine Abtreibung an der Hand«, erklärte Lárus.

»Nein, selbstverständlich nicht! Ihr braucht wohl erst eine fett gedruckte Zeitungsüberschrift über fünf Spalten, um auf etwas gestoßen zu werden?!«

Sie warfen sich Blicke zu.

»Ihr seid mir schon seltsame Kripo-Beamte«, sagte ich. »So was habe ich noch nie erlebt. Wenn man euch nicht die Dinge explizit vorbuchstabiert, steht ihr da wie der Ochs vorm Berge.«

Lárus warf blitzschnell einen Blick zum Spiegel hinüber.

»Betty hat eine Abtreibung machen lassen«, sagte ich und war

jetzt wieder etwas ruhiger. »Sie hat mir erzählt, dass sie und Tómas keine Kinder zusammen kriegen konnten. Trotzdem weiß ich aber, dass sie eine Abtreibung hat machen lassen. Dafür kann es doch nur zwei Erklärungen geben. Entweder war sie schwanger von Tómas und hat aus irgendwelchen Gründen das Kind wegmachen lassen und ihm vorgelogen, dass sie keine Kinder bekommen könnten.«

»Ich sehe nicht, was du damit bezweckst«, sagte Lárus. »Was hat das Kinderkriegen mit diesem Fall zu tun?«

»Sie hat Tómas angelogen. Sie konnten Kinder bekommen, aber Bettý wollte es nicht. Aus irgendwelchen Gründen hat sie dafür gesorgt, dass sie keine Kinder bekamen, und hat so getan, als ob es nicht ginge. Wahrscheinlich hat sie Verhütungsmittel verwendet, aber dann hat es einen Unfall gegeben.« »Aber wozu?«

»Fragt sie«, sagte ich. »Ihr seid von der Polizei. Ich brauche nicht die Arbeit für euch zu erledigen. Fragt sie, weshalb Tómas kein Kind von ihr bekommen durfte. Schaut euch die Krankenhausberichte an, redet mit den Ärzten. Ich habe nur von einer Abtreibung gehört, aber vielleicht waren es ja mehrere.«

»Du willst damit sagen, dass sie keine Kinder mit Tómas haben wollte?«

»Fragt sie, warum sie keine Familie mit Tómas haben wollte. Weshalb sie nur Interesse an seinem Geld hatte, an seinem Reichtum, an den flotten Häusern und Reisen und Kreuzfahrten.«

Ich schaute durch den Spiegel hindurch.

»Redet mit ihr darüber!«

»Da ist niemand dahinter«, sagte Dóra.

»Aber selbstverständlich nicht!«, sagte ich.

»Was ist mit der anderen Möglichkeit?«, fragte Dóra. »Du hast gesagt, dass zweierlei der Grund dafür sein könnte. Dass sie von Tómas schwanger gewesen sein könnte oder ...«

»Was denkst du?«

»Ich möchte gerne hören, was du denkst«, sagte Dóra. Ich lächelte. Lárus blickte abwechselnd von mir zu Dóra. Er schien völlig den Faden verloren zu haben.

»Sie war schwanger, aber das Kind war nicht von Tómas.«

»Das Kind war nicht von Tómas?«, echote Dóra. »Von wem denn sonst?«, sagte Lárus, dessen Blicke zwischen Dóra und mir hin und her wanderten. »Ich habe da bestimmte Ideen, aber ...« »Was für Ideen?«, fragte Dóra. Ich schwieg.

»Ich glaube, du tust dir keinen Gefallen damit, wenn du schweigst«, sagte Lárus.

»Ich kann genauso wenig sehen, dass ich mir einen Gefallen damit tue, mit euch zu reden. Ihr solltet gar nicht mit mir reden, sondern mit Bettý.«

Dóra blickte Lárus an, und da war irgendetwas in ihrer Miene, das ich mir nicht erklären konnte.

»Wir haben guten Kontakt zu Bettý«, sagte sie und und schaute mir wieder ins Gesicht.

Ich starrte sie an.

»Was meinst du damit?«

»Du brauchst dir keine Gedanken wegen Bettý zu machen«, sagte Lárus. »Ist sie hier?«

Sie schauten mich an, ohne mir zu antworten. »Ist Bettý hier?« Sie schwiegen.

»Ist sie in Untersuchungshaft? Ist sie hier in einer dieser Zellen?«

Ich erhielt keine Antwort. Ich starrte Dóra an, die meinen Blick

erwiderte. Sie sah mitgenommen aus. Als ich Lárus anschaute, hatte ich das Gefühl, als spielte ein Grinsen um seine Lippen. Meine Blicke gingen wieder zu Dóra, und ich beobachtete, wie sie zum großen Spiegel hinübersah. Das tat sie blitzschnell, ohne den Kopf zu bewegen. Sie schien mir etwas sagen zu wollen. Ich richtete mich auf und blickte ihr starr in die Augen, und urplötzlich ging mir auf, was sie mir sagen wollte. Ich lehnte mich zurück. Ich drehte den Kopf und schaute in den Spiegel.

Ich spürte ihre Nähe.

Betty war hinter dem Spiegel.

Erwartungsgemäß standen die Medien Kopf, als Tómas' Leiche gefunden wurde. Ich war im Auto unterwegs und hatte das Radio eingeschaltet, als die erste Nachricht über den Leichenfund kam. Ich stand vor einer roten Ampel und vergaß alles um mich herum. Ich kam erst wieder zu Bewusstsein, als jemand an meine Scheibe hämmerte. Ich hatte eine ganze Grünphase verpasst, und der Mann im Auto hinter mir überschüttete mich mit Verwünschungen. Ich brettete los, die Ampel war auf Rot, und ich hätte beinahe einen Unfall gebaut. Ich fuhr an den Rand und saß wie in Trance, während ich mir in Gedanken das Allerschlimmste ausmalte, was jetzt geschehen würde, wenn sie die Leiche obduzierten. Ich hoffte inständig, sie würden zu dem Ergebnis kommen, dass Tómas einem Unfall zum Opfer gefallen war und sie uns beiden nichts nachweisen konnten.

Ich war unterwegs, um mich mit einer Frau zu treffen, die ich nie zuvor gesehen hatte und überhaupt nicht kannte. Ich hatte mehrere Tage gebraucht, um sie ausfindig zu machen, mithilfe des Volksregisters, des Standesamts in Akureyri und einer Organisation, von der ich bislang nicht einmal gewusst hatte, dass sie existierte; sie veranstaltete die Miss Nordisland-Wahlen. Die Frau hieß Stella und lebte inzwischen in Reykjavik, hatte zwei Kinder und war geschieden. Sie lebte in einem Mehrfamilienhaus in Grafarvogur und leitete einen Kindergarten. Das hatte sie mir alles am Telefon erzählt und hinzugefügt, es passe ihr gut, wenn ich gegen sieben Uhr bei ihr hereinschauen könnte. Ich merkte, dass sie ein wenig zögerte, als sie erfuhr, um was es ging, nämlich dass ich mit ihr über Schönheitskonkurrenzen reden wollte, aber sie ließ sich darauf

ein. Vielleicht war sie neugierig. Genau wie ich.

Sie war immer noch sehr schön, und in vieler Hinsicht ähnelte sie Betty, mit ihrem dichten schwarzen Haar, dem dunklen Teint, den sinnlichen Lippen und den braunen Augen. Aber sie hatte etwas Kindlicheres an sich, etwas Unschuldigeres. Sie hielt sich gut in Form und ging bestimmt ins Fitness-Studio. Es war ihr nicht anzusehen, dass sie zwei Kinder hatte. Ich dachte nach, dass nur ein absoluter Vollidiot so dämlich gewesen sein konnte, diese Beziehung in die Brüche gehen zu lassen.

Sie kochte gerade das Abendessen, und als sie vor mir in die Küche ging, bemerkte ich, dass sie ein wenig hinkte. Sie sagte, ihre Kinder seien noch draußen und spielten.

Ich betrachtete ihr Bein, und mir fiel gleich die Geschichte von dem Schönheitswettbewerb ein.

»So lange hat man ein bisschen Ruhe«, sagte sie lächelnd. »Ich habe Glück, dass meine Kinder keine Stubenhocker sind. Ich fände es schrecklich, wenn sie ihre Kindheit und Jugend mit Computerquatsch und Fernsehglotzen verbringen würden.«

»Nein«, sagte ich und lächelte. Ich mochte sie auf Anhieb gern. »Man sieht ja kaum noch Kinder draußen spielen.«

»Warum wollt ihr unbedingt etwas über Schönheitswettbewerbe schreiben?«, fragte sie und nahm am Küchentisch Platz. »Interessiert sich überhaupt noch jemand für so was?«

Ich setzte mich zu ihr. Als ich sie anrief, hatte ich ihr vorgeflunkert, dass ich im Auftrag eines Verlags aus Akureyri arbeitete, der plante, Leute für ein Buch zu interviewen, die mit Schönheitswettbewerben zu tun gehabt hätten. Im Prinzip der gleiche Vorwand wie bei Sylvia, nur eine etwas andere Lüge. Ich bin nie eine sehr geschickte Lügnerin gewesen. Stella schien mir zwar zu glauben, war aber trotzdem unschlüssig, ob

sie mich nach Hause einladen sollte. Ich spürte sofort, dass es ihr sehr unlieb war, sich dazu zu äußern. Schließlich gab sie nach, aber als ich zu ihr nach Hause kam, spürte ich dasselbe Zögern wie am Telefon. Sie schien nur unangenehme Erinnerungen damit zu verbinden, dass sie an einem Schönheitswettbewerb teilgenommen hatte. Noch nach all diesen Jahren spürte man die Bitterkeit.

»Sie gehen davon aus, dass weiterhin Interesse für so etwas besteht«, sagte ich und spielte auf meine erfundenen Auftraggeber an. »Außerdem sind auch Fotos dabei, und an solchen Veranstaltungen sind ja so viele beteiligt. Sie glauben, dass es sich vielleicht ganz gut verkaufen wird. Es geht sowohl um die großen Wettbewerbe als auch um die kleineren Vorkonkurrenzen in den einzelnen Landesteilen.«

»Ich war damals im Norden und habe an zweien teilgenommen«, sagte sie. »Beim ersten Mal landete ich auf dem zweiten Platz, und beim zweiten Mal hörte ich noch während des Wettbewerbs auf, beziehungsweise ich konnte nicht bis zum Ende daran teilnehmen.«

»Genau das habe ich gehört. Irgendjemand hat mir davon erzählt.«

»Reden die Leute immer noch darüber?«

»Hast du nicht einen Autounfall gehabt oder so etwas?«

»Es war kein Unfall«, sagte Stella. »Und seitdem hinke ich. Am liebsten möchte ich gar nicht darüber sprechen. Du willst doch hoffentlich nichts darüber schreiben.«

Ich schwieg.

»Hast du mit Bettý gesprochen?«, fragte sie auf einmal.

»Bettý?«, fragte ich.

»Sie hat den Wettbewerb gewonnen, den zweiten, an dem ich

nicht teilgenommen habe.«

»Ja«, sagte ich und wusste nicht, ob ich sagen sollte, dass ich Bettý kannte, oder nicht.

»Ich habe gerade in den Nachrichten gehört, dass man ihren Mann gefunden hat«, sagte Stella. »Er war wochenlang vermisst.«

»Du meinst diesen Reeder?«, fragte ich. »Das habe ich auf dem Weg hierher auch gehört. War er Bettýs Mann?«

»Sie hatte es von Anfang an darauf abgesehen, sich einen reichen Mann zu angeln«, sagte Stella.

»Was für ein Mädchen war diese Bettý?«

»Bettý war ein richtiges Flittchen der schlimmsten Sorte«, sagte Stella, deren Miene sich verhärtete. »Sie war bisexuell, wusstest du das? Sie ist mit Jungen und mit Mädchen ins Bett gegangen, als ich sie kennen lernte.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Ich kann mich erinnern, dass sie einem von den Mädchen, die am Wettbewerb teilnahmen, komplett den Kopf verdreht hat. Es war ein ganz normales Mädchen aus Dalvík. Sie veränderte sich total, nachdem sie Bettý kennen gelernt hatte, sie himmelte sie richtiggehend an. So ist Bettý. Sie lockt die Leute in ihre Netze und lässt nicht mehr los. Einmal hat sie sogar versucht, sich an mich ranzumachen. Sie war natürlich hübsch und schick, aber ich fand sie abstoßend. Und das hat sich nicht geändert. Das darfst du ihr gerne sagen, wenn du sie triffst.«

»Es hört sich nicht so an, als wärt ihr gute Freundinnen gewesen«, warf ich ein, um irgendetwas zu sagen. »Hast du nicht gehört, was sie mir angetan hat?« Ich schüttelte den Kopf.

»Ich möchte nicht, dass du darüber schreibst, aber es ist in Ordnung, dass du Bescheid weißt, wenn du sie triffst. Sie hat es

immer abgestritten, aber ich weiß, dass sie es war, sie und ihr Freund.«

»Ihr Freund?«

»Betty war ein richtiges Flittchen.« »Welcher Freund war das?«

»Sie hatte nur das eine Ziel, reich zu werden«, sagte Stella, die mich gar nicht zu hören schien. »Das ist ihr zum Schluss gelungen. Sie erbt wohl ein Vermögen?«

Ich wollte antworten, aber sie schnitt mir das Wort ab.

»Ich kriege noch immer so eine Wut, wenn ich daran denke, was damals passiert ist.«

»Was denn? Was ist denn eigentlich passiert?«

Stella hob den einen Fuß hoch und strich sich über den Knöchel.

»Er musste genagelt werden«, sagte sie. »Ich kann ihn nicht bewegen.«

»Du meinst den Knöchel?«

»Ja, den Knöchel. Er zersplitterte völlig. Sie haben ihn zusammengeflickt, aber er ist völlig steif. Ich kann ihn überhaupt nicht bewegen, es fühlt sich an wie ein Klumpfuß. Es war zwei Tage vor dem Wettbewerb. Ich fuhr mit dem Fahrrad nach Oddeyri hinunter, es war spätabends, und kaum jemand war unterwegs. Es war so gut wie gar kein Verkehr. Plötzlich hörte ich aber hinter mir ein Auto, und ich fuhr ganz dicht an den Rand, denn es gab keinen Bürgersteig. Als ich mich umdrehte, raste das Auto in vollem Tempo auf mich zu und fuhr mich auf dem Fahrrad an. Der Knöchel wurde zwischen Schutzblech und Rad eingeklemmt und zersplitterte.«

Sie schwieg eine Weile.

»Er hätte mich umbringen können.«

»Er?«

»Ja, Bettýs Freund. Ich habe ihn gesehen, bevor er mich angefahren hat. Ich habe es der Polizei gesagt. Sie haben ihn verhört, aber er hat alles abgestritten. Die Polizei konnte wenig machen. Ich konnte nichts beweisen.«

»Und du weißt, wer dieser Mann war?«

»Ja.«

»Wer war es?« »Ihr Freund.«

»Ihr Freund? Bettýs Freund?« »Ja.«

»Er hieß Leo.« »Leo?«

»Ja, Leo. Er war aus Reykjavík.«

Es kam mir so vor, als stünde die Zeit still. Ich starrte sie an und begriff nicht gleich, was sie gesagt hatte. Begriff nicht, was es bedeutete, nur dass es etwas Furchtbares war. Etwas Grauens. Bettý und Leo. Sie musste es mir drei Mal sagen.

»Stimmt etwas nicht?«, fragte sie.

»Ach nein, nichts, ich hab mir nur auf die Zunge gebissen.«

Irgendetwas musste ich sagen. Ich war feuerrot geworden, und meine Augen schwammen in Tränen.

»Wieso weißt du, dass es Leo war?«, stammelte ich und tat so, als käme das von den Schmerzen in der Zunge.

»Wieso ich weiß, dass es Leo war?«, echote Stella. »Sie hat mich angerufen, als sie den Titel in der Tasche hatte. Sie rief im Krankenhaus an und fragte mich nach meinem Fuß. So war Bettý. Total hip, wahrscheinlich war sie sogar gedopt. Und dann hat sie es mir gesagt. Sie hat es mir glatt ins Gesicht gesagt.«

»Was hat sie gesagt?«

»Leo lässt grüßen. Sie sagte: Leo lässt grüßen.«

Wir schwiegen. Die Tür flog auf, und zwei Kinder schossen

herein zu ihrer Mutter.

»Und dann hat sie den Hörer aufgeknallt«, sagte Stella und strich sich über den Knöchel.

*

Ich starrte den Spiegel im Verhörraum an. »Ist sie dahinter?!«, schrie ich.

»Ganz ruhig«, sagte Lárus. »Hinter dem Spiegel ist niemand.«

»Mach nicht schon wieder Theater, Sara«, sagte Dóra. »Das bringt nichts, das weißt du doch. Du marschierst sonst nur umgehend wieder in deine Zelle.«

»Was hat sie euch alles gesagt?«

»Bettý ist nicht dort«, sagte Lárus. »Beruhige dich!«

Ich erhob mich, ohne die Blicke vom Spiegel abzuwenden. Die beiden standen ebenfalls auf. Die Tür öffnete sich, und ein Gefängnisaufseher postierte sich im Türrahmen.

»Beruhig dich«, sagte Dóra in besänftigendem Ton. »Was hast du ihnen erzählt?«, schrie ich den Spiegel an.

»Setzen!«, befahl Lárus und sah den Wärter Hilfe suchend an.

»Setz dich doch«, sagte Dóra ganz ruhig. »Hinter dem Spiegel ist niemand. Du bildest dir das ein. Und falls dort jemand wäre, dann ganz gewiss nicht Bettý. Glaub mir. Es ist völlig ausgeschlossen, dass Bettý da hinter dem Spiegel sein könnte.«

Ich versuchte, mich zu beruhigen, und schaute sie an.

»Du lügst mir nichts vor?«

»Nein«, versicherte Dóra.

»Mich lügen alle an«, sagte ich. »Mich haben von Anfang an alle angelogen.«

»Schon gut«, sagte Dóra, »nun setz dich wieder, und dann

reden wir darüber, wer dich alles angelogen hat.«

»Mich haben alle in Bezug auf alles angelogen«, sagte ich.

Die Spannung in dem Zimmer lockerte sich etwas. Der Gefängniswärter stand unschlüssig in der Tür. Dóra gab ihm ein Zeichen, dass er sich zurückziehen sollte. Lárus nahm wieder Platz. Dóra und ich standen noch, schauten uns in die Augen, und ich hatte das Gefühl, als verstünde sie mich. Ich war etwas ruhiger geworden und sank auf meinen Stuhl.

»Mich lügen alle an«, wiederholte ich.

»Wir haben die Zeugenaussage eines Mannes«, begann Dóra vorsichtig. Er kann sich an bestimmte Dinge erinnern, die Tómas Ottósson Zöega über dich gesagt hat. Ich werde dir sagen, um was es geht. Aber du darfst dich nicht wieder aufregen. Verstehst du? Sonst wirst du unverzüglich in die Zelle zurückgebracht.«

»Uns reicht es jetzt so langsam mit diesem Zirkus«, erklärte Lárus.

»Was meinst du eigentlich? Was für eine Zeugenaussage?«

»Tómas hat diesem Mann gesagt, einem von seinen Angelfreunden, dass du es gerne etwas grob hättest. Weißt du, wovon ich rede?«

»Grob?«

»Und brutal«, sagte Lárus. »Worüber redet ihr eigentlich?«
»Über dein Sexleben.« »Mein Sexleben?!« Sie saßen schweigend da.

»Mein Sexleben? Hat jemand über mein Sexleben geredet? Ein Angelfreund von Tómas?« »Stimmt das?«, fragte Dóra.

»Nein, das stimmt nicht«, sagte ich. »Das ist eine Lüge. Noch so eine verdammte Lüge. Weshalb sollte Tómas über mein Sexleben geredet haben? Er wusste ja überhaupt nichts

darüber.«

Das musste von Betty kommen, wie alles andere. Sie schien Tómas mit allen möglichen unwahren Informationen über mich gefüttert zu haben. Und genau dasselbe Spiel spielte sie mit der Polizei.

»Wir haben einen Zeugen, dass es anders war«, sagte Lárus.

»Anders war?«

»Dass ihr ein Verhältnis miteinander hattet«, sagte Dóra.
»Oder so was wie ein Hassliebe-Verhältnis, so wurde es, glaube ich, ausgedrückt.«

»Ich und Tómas?!«

»Und dass es mit Vergewaltigung geendet hat«, sagte Lárus.

»Deswegen hattest du einen Grund, dich an ihm zu rächen. Da haben wir das Motiv für einen Mord.«

»Wer denkt sich bloß solche infamen Lügen aus? Ich hab es euch tausend Mal gesagt: Es hat keine Vergewaltigung gegeben. Tómas und ich hatten kein Verhältnis miteinander, verdammt noch mal!«

*

Ich weiß nicht, wie ich darüber reden soll. Von allem, was mir passiert ist und in was ich mich selbst hineinverstrickt habe, ist nichts so schmerzhaft wie die Vergewaltigung - und ich bin nicht imstande zu sagen, was sich da abgespielt hat. Ich leide Höllenqualen. Ich kenne nur eine Methode, um damit fertig zu werden, nämlich es so tief wie möglich in die Abgründe der Seele zurückzudrängen.

Bruchteile dringen manchmal an die Oberfläche und bewirken, dass ich mich vor Entsetzen zusammenkrümme. Seine Hände auf meinem Körper. Sein nach Alkohol stinkender Atem. Sein Gewicht, als er sich auf mich wälzte. Meine kraftlosen Tritte. Der

Schmerz, als er ...

Und die Qualen.

All diese Qualen, die ich nicht länger unterdrücken kann.

*

Eine ganze Weile war unter tiefem Schweigen verstrichen. Sie schauten mich an, und es hatte fast den Anschein, als hätten sie Mitleid mit mir. Ich war es satt. Ich hatte das Lügen satt und das ganze Versteckspiel. Mehr als satt.

»Habt ihr es wirklich noch nicht herausgefunden?«, fragte ich schließlich.

»Was herausgefunden?«, entgegnete Dóra.

»Über Bettý und mich«, sagte ich.

»Was ist mit Bettý und dir?«, fragte Lárus.

»Wir hatten ein Verhältnis miteinander«, sagte ich. »Sie hat Tómas mit mir betrogen, nicht umgekehrt. Bettý und ich waren zusammen.«

Ich erinnere mich nicht mehr, wie ich von Stella nach Hause gekommen bin. Ich weiß nicht mehr, wie ich gefahren bin. Als ich mich von ihr verabschiedete, war ich mit meinen Gedanken ganz woanders. Sie fragte mich, ob alles in Ordnung sei. Sie sah, dass mich irgendetwas aus dem Gleichgewicht gebracht hatte, aber sie wusste nicht, was. Die arme Stella. Ich war am Ende meiner Kräfte, als ich in meine Wohnung kam, und legte mich aufs Sofa. Ich war völlig durcheinander und wusste nicht mehr, was ich glauben sollte. Die Welt drehte sich vor meinen Augen und entzog sich meinem Zugriff.

Leo und Bettý.

Schon immer. Bettý und Leo und dann ich, der alles in die Schuhe geschoben werden sollte.

Ich lag wie gelähmt auf dem Sofa und versuchte, mir einen Reim darauf zu machen. Wann hatten die beiden angefangen, den Mord an Tómas zu planen? Als Bettý und Tómas zusammenzogen? Als es in der Beziehung zu kriseln begann? Und wie kam ich in das Bild? Warum ausgerechnet ich?

In der dunklen Wohnung schrillte das Telefon. Ich schleppte mich hin und nahm den Hörer ab. Es war der geschäftsführende Direktor in Akureyri. Er hatte mir einige Fragen zu juristischen Zweifelsfällen zur Bearbeitung gegeben, und er fragte, wann er damit rechnen könnte. Ich erfand ein paar Lügen, um ihn zufrieden zu stellen. Dann fing er an, über Tómas zu reden und dass sie endlich die Leiche gefunden hätten. Ich hörte ihm geistesabwesend zu, bis mir auf einmal einfiel, ihn nach Leo auszufragen. Ich pirschte mich an das Thema heran und erwähnte zunächst die Freundschaft zwischen Tómas und Leo.

Er ging prompt darauf ein. »Tómas und Leo waren mit

Sicherheit nicht befreundet. Leo hat vor etwa vier Jahren bei uns angefangen und hat sich ziemlich schnell zu seiner rechten Hand hochgearbeitet und war dann so etwas wie ein Hansdampf in allen Gassen in der Firma. Er hat es verstanden, Tómas um den Bart zu gehen. Typisch Leo, der ist nicht auf den Mund gefallen.«

Ich glaubte herauszuhören, dass der Mann keineswegs begeistert von Leo war.

»Warum wurde er denn eingestellt?«

»Dafür hat Bettý gesorgt.«

»Bettý?«

»Sie hat gesagt, es sei ein Verwandter von ihr oder so etwas.«

»Ein Verwandter?« »Ja.«

»Aber Leo ist doch gar nicht mit Bettý verwandt«, sagte ich zwischen zusammengebissenen Zähnen. Meine unterdrückte Wut war nicht zu überhören, und seine Neugier erwachte.

»Warum fragst du nach Leo?«, sagte er mit einem verwunderten Unterton in der Stimme.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, und knallte den Hörer auf die Gabel. Ich riss die Telefonschnur aus der Steckdose und warf den Apparat auf den Boden.

Ich kämpfte mit den Tränen.

Ich musste Bettý treffen. Ich musste mit ihr reden. Ich musste es aus ihrem Mund hören. Sie musste es mir selber sagen.

Ich schreckte hoch, als sich mein Handy auf dem Wohnzimmertisch meldete: *The Hills are alive with the Sound of Music*. Ich ging zum Tisch und starrte auf den Apparat, während diese absurde Melodie erklang. Es hörte und hörte nicht auf. Ich nahm das Handy und antwortete.

»Hier ist die Polizei«, sagte eine Stimme am anderen Ende der Leitung.

*

»Willst du damit sagen, dass du und Bettý ein lesbisches Verhältnis miteinander hattet?«

Lárus glaubte mir augenscheinlich nicht.

»Du und Bettý, wart ihr zusammen?«, fragte Dóra.

Dóra immer so korrekt. Immer höflich. Ließ sich nie von irgendetwas aus der Ruhe bringen. War sie vielleicht einsam, so wie ich? Ihre Hände lagen auf dem Tisch zwischen uns, und ich hielt Ausschau nach einem Ehering, sah aber keinen. Mir kam sie einsam vor. Das konnte man ihr ansehen. Sie lächelte selten. Aber vielleicht lächelte man nicht in diesem Raum.

»Meiner Meinung nach ist Bettý unersättlich«, sagte ich und blickte Lárus an. »Mann oder Frau, das macht keinen Unterschied für sie. Bettý denkt nur an sich selbst, und die kleine Bettý findet alles gut.«

Sie saßen da und warteten wahrscheinlich darauf, dass ich mehr sagte. Ich hatte immer noch das Gefühl, dass sie sich hinter dem Spiegel befand, aber vermutlich war sie nie da gewesen. Ich dachte manchmal so heftig an sie, dass ich ihre Nähe zu spüren glaubte.

»Ich habe Tómas nicht umgebracht«, sagte ich. »Ich war es nicht. Ich habe es euch tausend Mal gesagt.«

»Wer denn?«, sagte Dóra.

»Es war Bettý«, sagte ich. »Bettý hat Tómas getötet und in diese Spalte geworfen. Ich habe euch das hunderttausend Mal gesagt.«

Lárus lächelte. Also kann man doch in diesem Raum lächeln.

»Bettý sagt etwas anderes«, erklärte er. »Sie sagt, dass du es

gewesen bist. Und sie hat ein Alibi.«

»Und dann ist da noch so etwas wie der Vorschlaghammer«, sagte Dóra.

Ich sah, dass sie Mitleid mit mir hatte.

»Ja, natürlich«, sagte ich. »Der kleine Vorschlaghammer. Ich habe euch alles darüber gesagt.«

»Wir glauben dir bloß nicht«, sagte Lárus. »So einfach ist das.«

»Das kann ja auch niemanden verwundern«, sagte Dóra.

*

Stella konnte sich noch an den Namen des Mädchens aus Dalvík erinnern, das seinerzeit an dem Schönheitswettbewerb teilgenommen hatte und verrückt nach Bettý gewesen war. Stella war der Meinung, dass sie immer noch in Dalvík lebte, aber da gab es niemanden mit ihrem Namen im Telefonbuch. Sie trug einen wirklich seltenen Namen, vielleicht hatte sie ihn deswegen behalten. Sie hieß Minerva.

Nur wenige Frauen mit diesem Namen standen in Reykjavík im Telefonbuch, und wie zuvor begann ich mit Anrufen. Der Abend war bereits etwas vorgerückt. Ich weiß nicht genau, was ich eigentlich in Erfahrung bringen wollte, warum ich mich mit weiteren Gesprächen über Bettý quälen wollte, aber ich hatte das Gefühl, ich müsste so viele Informationen sammeln wie nur möglich.

Ich sprach mit drei Minervas, bevor ich an die richtige geriet. Sie erinnerte sich an Bettý, aber anders als Sylvia und Stella knallte sie sofort den Hörer auf. Ich suchte mir die Adresse heraus und fuhr los.

Minerva wohnte in einem großen Bungalow in Fossvogur. Zwei ziemlich neue Autos standen vor der Doppelgarage, ein Jeep

und ein BMW. Eine Frau in Bettýs Alter kam zur Tür. Sie erwartete augenscheinlich keinen Besuch.

»Ich habe vorhin angerufen«, sagte ich. »Wegen Bettý.«

Sie wollte mir wortlos die Tür vor der Nase zuschlagen, aber ich lehnte mich gegen die Tür und drückte dagegen.

»Es dauert bestimmt nicht lange«, sagte ich. »Verschwinde«, sagte sie. »Du musst mir helfen.«

»Wer ist denn da?«, hörte ich jemanden im Haus rufen, und dann erschien ein Junge in der Diele. Minerva öffnete die Tür.

»Niemand«, sagte sie zu dem Jungen. »Bitte schön«, sagte sie zu mir. Ich zögerte.

»Sag deinem Vater, dass ich das Vorzimmer benutzen muss. Hier ist eine Frau, die Geld einsammelt wegen der Schulexkursion.«

Minerva ging die Lüge leicht von den Lippen. Der Junge zog sich zurück ins Haus, und sie schob mich in ein kleines Büro direkt neben dem Eingang und machte die Tür hinter uns zu.

»Was willst du von mir?«, fragte sie leise.

»Nur ein paar Informationen«, antwortete ich. »Über Bettý. Du kanntest sie doch, als ihr in Dalvík wart.«

Ich blickte mich um. Nach den Fotos an der Wand zu urteilen war ihr Mann Zahnarzt.

»Warum fragst du nach Bettý«, sagte sie. »Wer bist du?«

»Eine Freundin von ihr«, sagte ich und suchte im Geiste nach einer wahrscheinlicher klingenden Lüge. Sie entthob mich dieser Mühe.

»Ich habe sie gekannt, als ich noch in Nordisland lebte«, sagte sie und beabsichtigte offensichtlich, das Gespräch so schnell wie möglich hinter sich zu bringen.

»Ihr habt zusammen an einem Schönheitswettbewerb

teilgenommen, nicht wahr?«

»Betty war nicht meine Freundin«, sagte sie. »Niemand kann mit ihr befreundet sein. Man kann ihr nicht über den Weg trauen.«

»Hatte sie nicht einen Freund, der aus Reykjavik stammte und Leo hieß?«

»Leo«, schnaubte sie verächtlich. »Dieses Arschloch.«

»Was war mit Leo?«

»Er hat sie nach seiner Pfeife tanzen lassen. Er hatte sie in seiner Gewalt. Betty hat mir einmal gesagt, dass sie ihm etwas schuldig sei, für etwas, was er für sie getan hatte. Ihr Stiefvater hat versucht, sie zu vergewaltigen. Wusstest du das?«

»Ja, als sie in Breiðholt wohnten.«

»Leo und sie waren seit ihrer Kindheit befreundet. Er hat sie vor dem Alten gerettet und ihn zu Brei geschlagen. Ich glaube sogar, dass Leo ihn fast umgebracht hat. Dieser Stiefvater hatte sie schon eine Zeit lang belästigt und an ihr herumgefummelt. Leo war der Einzige, dem sie vollkommen vertraute.«

»Du hast seither keine Verbindung zu ihr gehabt, oder?«

»Nein, gar keine«, entgegnete Minerva. »Ich ...«

»Was?«

»Ich bin auf sie hereingefallen«, sagte sie. »Wie meinst du das?« Sie schaute mich an.

»Ich weiß nicht, warum ich dir das erzähle«, sagte sie plötzlich.

»Ich glaube, ich befinde mich in der gleichen Situation wie du«, sagte ich.

Sie schaute mich lange an und nickte schließlich mit dem Kopf, als verstünde sie, was ich meinte.

»War es Leo, der Stella angefahren hat, kurz bevor der Wettbewerb stattfand?«

»Sie haben sich beide köstlich darüber amüsiert.«

»Amüsiert?«

»Dass man ihnen nichts anhängen konnte.« Die Tür zum Vorzimmer öffnete sich, und der Mann auf dem Foto steckte den Kopf herein. »Möchtet ihr einen Kaffee?«, fragte er. Minerva stand auf.

»Nein, danke Liebling, sie ist im Begriff zu gehen.«

Dann schaute sie mich lange an, und ich sah, dass ihr Schweigen eine inständige Bitte war, ich möge mich aus dem Staub machen. Es war, als hätte ich irgendwelchen Schmutz in ihr Heim getragen, den sie so schnell wie möglich loswerden wollte.

Es regnete, und die Straßenlaterne vor Bettýs Haus im Þingholt-Viertel war kaputt. Das Licht flackerte im Regen und blinkte in regelmäßigen Abständen auf, was wie kleine Blitze wirkte. Ich saß in gebührender Entfernung zum Haus im Auto und hatte mich zusammengekauert. Ich wusste nicht, ob sie mein Auto kannte. Im Haus brannte kein Licht. Ich wartete bereits seit drei Stunden dort und beobachtete die zuckende Straßenlaterne. Ich wusste nicht, wo Bettý war. Sie konnte genauso gut in Akureyri sein, aber ich musste etwas unternehmen. Ich konnte nicht einfach nur zu Hause sitzen und warten.

Sie wussten, dass Tómas nicht an den Folgen eines Unfalls gestorben war. Der Mann von der Polizei, der bei mir anrief, erklärte, dass sie noch heute Abend mit mir sprechen müssten. Es war eine Vorladung. Als ich fragte, worum es ginge, sagte er, es hätten sich einige neue Aspekte in Bezug auf das Ableben von Tómas Ottósson Zöega ergeben. Er klang sehr formell. Ich erschrak, als er vom Ableben sprach. Es ging also nicht mehr um Tómas' Verschwinden, sondern um seinen Tod.

Nach dem Gespräch mit Minerva fuhr ich ziellos in der Dunkelheit herum, ohne zu wissen, wohin ich fuhr. Als ich mich wieder beruhigt hatte, war ich irgendwo außerhalb der Stadt gelandet. Ich machte kehrt und bekam diese Idee, zum Palazzo zu fahren, um möglicherweise Bettý zu erwischen.

Die Laterne flackerte im Regen, und mir war kalt. Ich dachte an Bettý und daran, wie sie es geschafft hatte, das alles zu arrangieren. Ich hatte zwar nur eine grobe Vorstellung davon, was im Gange war, aber mir war zumindest so viel klar, dass sie mich in größere Schwierigkeiten bringen wollte, als ich je

geargwöhnt hatte. Sie führte es aus und sagte mir im gleichen Augenblick, dass sie mich liebte.

Wer war diese Frau? Nicht genug damit, dass sie imstande war, einen Mord zu begehen, sondern sie hatte ihn minutiös wie etwas ganz Normales geplant, und jetzt ereilte sie der Fluch der Tat, ereilte uns, aber ich war mehr wie ein willenloses Werkzeug in ihrer Hand gewesen. Ich hatte nicht gewusst, dass sie vorhatte, Tomás auf unserer Reise umzubringen. Ich wusste nicht, dass sie entschlossen war, etwas zur Ausführung zu bringen, worüber wir nur halb im Spaß und leichtsinnig geredet hatten. Es hatte niemals irgendein Ernst hinter dem gesteckt, was wir sagten, es war mehr wie ein Spiel gewesen. Wie alles, was wir taten. Wie ihr Fremdgehen. Wie unser Sexleben.

Ein Taxi bog in die Straße ein und hielt vor Bettýs Haus. Es hielt geraume Zeit an der Bordsteinkante. Ich sah die Umrisse des Fahrers und einer Gestalt auf dem Rücksitz. Als sich die Tür öffnete, stieg die Person auf dem Rücksitz aus. Es war Bettý.

Ich richtete mich auf meinem Sitz auf. Das Taxi fuhr weiter, und Bettý ging auf das Haus zu. Ich öffnete die Wagentür, stieg aus und rannte los. Sie machte gerade die Tür hinter sich zu, als ich die Treppen heraufgestürzt kam und meine Hand dazwischenschob.

»Bettý, ich muss mit dir reden!«

Sie erschrak sichtlich und starrte mich so bestürzt an, als sähe sie ein Gespenst.

»Lass mich rein«, sagte ich. »Ich wurde von der Polizei angerufen. Ich muss mit dir reden!«

Sie überlegte einen Moment und schien dann eine Entscheidung getroffen zu haben. Sie öffnete die Tür etwas weiter, und ich schlüpfte hinein. Sie blickte sich draußen noch

einmal um, ob jemand mich gesehen hatte, und dann ließ sie die Tür ins Schloss fallen.

»Ich habe dir gesagt, du sollst mich in Ruhe lassen«, sagte sie böse, indem sie sich mir zuwandte. »Wir dürfen nicht zusammen gesehen werden.«

»Weshalb nicht?«, fragte ich. »Alle wissen doch, dass wir befreundet sind. Alle wissen, dass wir beide mit Tómas zusammen waren, als er starb. Weshalb sollten wir denn keine Verbindung zueinander haben? Warum nicht, Bettý? Macht es nicht einen viel verdächtigeren Eindruck, überhaupt nicht miteinander zu reden?«

»Komm herein«, sagte sie, ohne auf meine Fragen einzugehen. Sie zog ihren ausladenden schwarzen Nerz aus und warf ihn über einen Stuhl. Darunter trug sie ein weinrotes Kleid, das ich noch nie an ihr gesehen hatte.

»Möchtest du etwas trinken?«, fragte sie.

Ich nickte. Ich blickte mich um und dachte an all die Male, wo Bettý und ich allein in diesem Haus gewesen waren. Alles war unverändert, aber trotzdem war alles vollkommen anders.

»Warum gehst du mir aus dem Weg?«, fragte ich.

»Das weißt du doch, du Dummchen. Wir haben es doch x-mal besprochen. Du weißt, was wir getan haben.«

»Ich weiß, was du getan hast«, sagte ich. »Ich bin mir nicht sicher, was ich getan haben soll.«

Sie brachte mir ein Glas italienischen Likör.

»Weshalb dieser Ton?«, sagte sie. »Sind wir nicht befreundet?«

Sie nahm auf dem großen Sofa im Wohnzimmer Platz, zog die Zigarettschachtel aus der Tasche und zündete sich eine an. Sie inhalierte den giftig blauen Dunst. Als sie ihn wieder

ausatmete, war er fast weiß.

»Darauf hätte ich gerne eine Antwort von dir«, sagte ich und setzte mich ihr gegenüber auf einen Sessel. Sie hatte die wunderschöne Stehlampe angeknipst, die einzige Beleuchtung in diesem riesigen Raum. Der matte Schein umgab uns beide, die wir uns einmal so nahe gestanden hatten. Der Qualm der griechischen Zigarette tanzte im Licht der Lampe einen langsamen Walzer, bevor er sich in nichts auflöste. Vereinzelte Male verirrte sich ein Auto in die Straße.

»Was sagst du da? Was wollte die Polizei von dir?«

»Er hat gesagt, sie müssten sich mit mir unterhalten. Heute Abend noch. Weil Tómas' Leiche obduziert worden ist. Hast du etwas darüber gehört?«

»Nein«, sagte Bettý. »Ich war den ganzen Abend nicht zu Hause.«

»Wo warst du?«, fragte ich. »In diesem Aufzug? Die lustige Witwe amüsiert sich also schon wieder?« »Was soll das?«

»Kannst du dich an eine Frau erinnern, die Sylvia heißt?«, sagte ich und lehnte mich vor. »Seinerzeit eine gute Freundin von dir. Erinnerst du dich an sie?«

Bettý schaute mich an, und ich glaubte, ein winziges Lächeln um ihre Lippen zu sehen. Ich hielt es zunächst für eine Täuschung, aber dann wurde das Lächeln breiter. Sie schien mich auszulachen.

»Was hast du eigentlich getrieben?«, fragte sie, und ihre schönen weißen Zähne leuchteten. »Hast du heimlich Polizei gespielt?«

»Sie hat mir von der Abtreibung erzählt.«

»Von der Abtreibung?«

»Ja, von der Abtreibung, die du hast machen lassen.« »Was

bildet die sich ein, über mich zu wissen?« »Erinnerst du dich an Stella?«, fragte ich. Bettý runzelte die Stirn. Dann schüttelte sie den Kopf.

»Du solltest dich aber an sie erinnern. Sie hinkt. Eine äußerst nette Frau. Sie sieht dir ein bisschen ähnlich. Dunkelhaarig und schlank. Schön genug, um einen Beauty Contest zu gewinnen, und außerdem wäre sie bestimmt auch noch zum nettesten Mädchen gekürt worden.«

Bettý starrte mich an und schien zu begreifen, über wen ich sprach. Sie drückte die Zigarette aus.

»Wie geht es Stella?«, fragte sie, und ich merkte, dass sie gar nicht mehr so sicher war.

»Der Knöchel ist ziemlich steif. Und sie lässt dir keine Grüße ausrichten.«

»Warum hast du mit ihr gesprochen? Wieso quatschst und tratschst du in der ganzen Stadt herum? Bist du nicht mehr ganz dicht? Kannst du nicht einmal ein paar Wochen abwarten und Ruhe bewahren, ohne alles zu gefährden? Was ist eigentlich mit dir los?«

»Ich habe einen Mann getroffen.«

»Du hast einen Mann getroffen?«

»Er hat mir gesagt, dass nicht Tómas mich einstellen wollte, sondern du. Stimmt das? Du hast mir erzählt, dass Tómas dich extra geschickt hätte, weil ihm an meiner Mitarbeit gelegen war. Und jetzt habe ich erfahren, dass Tómas nicht das Geringste von mir wissen wollte. Das war alles hundertprozentig von dir geplant.«

»Welche Rolle spielt das?«

»Das hängt davon ab, wann alles anfing.«

»Was denn? Wann was anfing?«

»Das Ganze. Es hängt davon ab, wann du zuerst auf die Idee gekommen bist. Oder vielleicht hast du gar nicht diese Idee gehabt? Vielleicht hat dir das jemand anderes eingeflüstert. Alle diese verlockenden Millionen. Seine Milliarden. Gab es da nicht einen Weg, sie selber in die Tasche zu stecken, ohne diesen lästigen Tómas am Hals zu haben?«

Betty blickte mich an und schwieg. Ich sah, dass sie fieberhaft überlegte, wie sie auf meine Wut und auf die Tatsache reagieren sollte, dass ich Erkundigungen über sie eingezogen hatte. Es konnte ihr nicht entgehen, in welchem Aufruhr ich war.

»Was hast du da von einer Abtreibung gesagt?«, fragte sie. »Ich kann mich an keine Sylvia erinnern. Ich weiß nicht, wer dich da anlügt ...«

»Und dann ist da noch Leo«, sagte ich. »Was kannst du mir über Leo sagen? Wie hast du Tómas dazu gebracht, ihn einzustellen? Wie konnte er es so weit in der Firma bringen? Wann hat es angefangen, Betty? Und warum hast du mich ausgewählt? Warum ausgerechnet mich?«

Betty war nicht aus der Ruhe zu bringen und streckte die Hand nach den Zigaretten aus. Sie fischte sich eine aus der Schachtel heraus und zündete sie mit ihrem goldenen Feuerzeug an. Dann schlug sie die Beine übereinander und strich ihr Kleid glatt. Sie war völlig gelassen. Ich verlor die Geduld.

»Wo bist du gewesen?«, fragte ich.

»Tómas ist hier im Leichenschauhaus am Barónsstígur«, sagte sie und nippte am italienischen Likör. »Wegen der Autopsie. Ich musste - wie nennt man das denn noch - die Leiche identifizieren. Sie haben mir die Leiche gezeigt, Liebling. Sie haben mir gezeigt, was du mit Tómas gemacht hast. Ich bin einfach zusammengebrochen und habe gestanden,

dass ich deinetwegen gelogen habe. Es tat so gut, endlich die Wahrheit zu sagen.«

»Du hast gestanden? Du?«

»Ja.«

»Wovon redest du eigentlich? Was hast du denen erzählt?«

»Ich habe ihnen von dir und Tómas erzählt«, sagte Bettý. »Ich habe ihnen endlich die Wahrheit gesagt, und weißt du, Sara, es tut so gut, sein Gewissen zu erleichtern. Sie haben mir gezeigt, wie du ihn umgebracht hast, und gesagt, dass du ihm von hinten einen Schlag in den Nacken gegeben hast, mit einem schweren Hammer oder einem kleinen Vorschlaghammer. Das haben sie ganz schnell sehen können. Sie gingen allerdings von drei Hieben aus. Da war ein Gerichtsmediziner dabei und alles. Überaus freundliche Polizisten und sehr hilfsbereit, Sara. Wirklich. Die haben Mitleid mit einer Witwe.«

»Was hast du getan?«

»Sie fanden es sehr wichtig zu wissen, dass ich einen Tag später als du und Tómas in die Berghütte gekommen bin.«

»Du einen Tag später? Ich war es, die einen Tag später gekommen ist!«

»Ich habe ihnen gesagt, dass ich in der Stadt aufgehalten wurde und erst am nächsten Morgen zu euch hinausgefahren bin. Tómas und du, ihr wart eine ganze Nacht allein in der Hütte.«

»Du bist zusammen mit Tómas hingefahren. Ich bin erst am nächsten Tag gekommen.«

»Das darfst du natürlich gerne behaupten«, sagte Bettý, »aber die Polizei braucht nun mal solche Kleinigkeiten wie ein Alibi. Leo sichert meins. Wir haben zusammen im Büro gearbeitet und eine Reise nach London vorbereitet, die wir unternommen

hätten, wenn du Tómas nicht umgebracht hättest. Als ich dich am nächsten Tag in der Hütte traf, warst du völlig aufgelöst, weil Tómas verschwunden war, und du hast mich angefleht zu sagen, dass ich die ganze Zeit mit euch zusammen gewesen sei. Wir haben gesucht und gesucht, aber Tómas blieb verschwunden, und erst ganz zum Schluss habe ich dich dazu bringen können, sein Verschwinden zu melden.«

»Ich kann es nicht glauben«, stöhnte ich. »Du hast ihn ermordet!«

»Sie haben im Augenblick nur eine Person im Visier«, sagte Bettý, »und das bist du.«

»Wieso haben sie dir plötzlich geglaubt, dass du erst einen Tag später gekommen bist? Du hast doch erst etwas ganz anderes gesagt.«

»Ich habe ihnen gesagt, dass du mich angefleht hättest, das auszusagen, und damals hätte ich mir einfach nichts dabei gedacht. Du warst in Aufruhr, weil Tómas verschwunden war, und du brauchtest meine Unterstützung. Als deine gute Freundin war ich entschlossen, dir zu helfen. Als sich dann aber heute Abend herausstellte, dass du ihn ermordet hast, konnte ich natürlich nicht mehr an diesen Lügen festhalten.«

»Glaubst du wirklich, dass du damit durchkommst?«

Bettý lächelte.

»Ich habe das Gefühl, dass alles hieb-und stichfest ist«, sagte sie. »Dafür hat Leo gesorgt.«

Ich begriff nur so viel, dass das, was sie sagte, gefährlich war. Erst nach und nach verstand ich Dinge, die mir vorher ein Rätsel gewesen waren. Bettýs Ausfragerei, bevor wir mit den Ski-doos losfuhren, ob ich mit jemandem gesprochen oder ob jemand mich gesehen hätte, als ich aus der Stadt fuhr. Was sie mir eingeschärft hatte, der Polizei zu erzählen, dass ich zusammen

mit Leo kommen wollte, dem dann aber etwas dazwischenkam. Die ganze sorgfältig arrangierte Lüge, um den Verdacht auf mich zu lenken.

»Tómas sagte etwas zu Leo, an diesem letzten Abend, bevor er die Stadt verließ«, sagte Bettý. »Tómas sagte zu Leo, dass er dich da oben in den Bergen treffen wollte. Ganz allein. Erinnerst du dich nicht, wie ich dich gefragt habe, ob jemand dich gesehen hätte oder ob du unterwegs irgendwo gehalten hättest, ob du am Abend vorher mit irgendjemandem gesprochen hättest?«

Ich nickte, war aber mit den Gedanken ganz woanders, weil ich versuchte, die Bruchstücke zusammenzukitten.

»Von dem Moment an war Tómas ein toter Mann«, sagte Bettý.

Sie drückte die Zigarette sorgfältig aus. »Beim ersten Versuch«, sagte sie. »Findest du das nicht unglaublich?«

*

Dóra starrte mich im Verhörzimmer an. Ihr war anzusehen, dass sie kein Wort von dem glaubte, was ich sagte. Lárus saß neben ihr, und er hatte wieder dieses komische Grinsen auf den Lippen.

Vierundzwanzig Stunden waren seit dem letzten Verhör vergangen. Jetzt ging es mir nur noch darum, die Wahrheit zu sagen. Ich wusste, dass Bettý das nicht tat. Sie hatte die ganze Zeit gelogen.

»Was hat Bettý damit gemeint?«, fragte Dóra. »Beim ersten Versuch?«

»Ich weiß es nicht«, sagte ich. »Vielleicht dass die beiden es so geplant hatten und alles gleich beim ersten Versuch geklappt hat. Vielleicht hatten sie auch noch Pläne für spätere Gelegenheiten in petto. Versteht ihr das nicht? Es geht einzig

und allein darum, die Schuld auf mich abzuwälzen, das müsst ihr doch sehen! Es ist doch so offenkundig! Ich habe euch das alles gesagt! Ihr müsst mir glauben. Dóra! Sie versuchen, es mir in die Schuhe zu schieben!«

»Merkst du nicht selber, wie absurd das klingt?«, fragte Lárus. »Es gibt überhaupt nichts, was deine Aussage stützt. Ganz im Gegenteil, alle Indizien sprechen gegen dich.«

»Sara«, sagte Dóra. »Wir finden nichts darüber, dass Bettý eine Abtreibung gemacht hat.«

»Sie hat den Arzt dazu gebracht, zu lügen. So ist sie. Für sie tun alle alles.«

»Wir wissen nicht einmal, welcher Arzt das gewesen sein soll«, sagte Dóra, die nicht aus der Ruhe zu bringen war. »Es gibt keine Unterlagen in den Krankenhäusern.«

»Dann hat sie es in einer Privatpraxis machen lassen.«

»Dieser Leo wurde seinerzeit verdächtigt, Stella angefahren zu haben, aber damals stand Aussage gegen Aussage. Du hast kein Alibi für den Abend und die Nacht, als Tómas und du zusammen in dem Ferienhaus wart.«

»Und außerdem gibt es ja da auch noch den Vorschlaghammer«, sagte Lárus. »Wie sollte man da etwas anderes glauben können?«

Ich starrte Bettý an. Alles, was sie sagte, fügte sich nahtlos zu einem logischen Ganzen zusammen. Selbst wenn ich das meiste davon zum ersten Mal hörte und nicht alles im gleichen Moment begriff - ich verstand genug, um zu sehen, dass die ganze Schuld auf mich abgewälzt werden sollte.

»Warum tust du mir das an?«, stöhnte ich.

Bettý stand auf.

»Du solltest jetzt gehen«, sagte sie.

»Du und Leo, die ganzen Jahre? Habt ihr lange an diesem Komplott herumgetüftelt? Hat er vielleicht die Idee gehabt? Und warum ich?«

Bettý zögerte.

»Ich habe dich ausgewählt«, sagte sie. »Du hast mich ausgewählt?«

»Ich hab einmal zufällig gehört, wie ein paar Juristen über dich redeten. Dass du lesbisch seist. Sie erinnerten sich an dich aus der Studienzeit. Ich fand das ... ich fand es reizvoll.«

»Es war also alles von A bis Z geplant?«

»Das meiste.«

»Aber die Vergewaltigung? War die auch ... ?«

»Ich hatte ihm gesagt, dass du es gern ein bisschen brutal magst und dass du scharf auf ihn wärst und unbedingt mit ihm schlafen wolltest, aber es würde nicht ohne Härte gehen. Ich habe ihm gesagt, dass du alles mitmachen würdest. Dann ging es nur noch darum, euch zusammenzubringen. Ich kannte Tómas ganz genau. So etwas ließ er sich nicht entgehen. Außerdem wusste ich, dass er scharf auf dich war.«

»Was für ein ... was für ein Scheusal bist du eigentlich? Er hat dich doch geprügelt! Er ist doch immer wieder über dich hergefallen ...«

Betty schüttelte den Kopf.

»Aber deine Verletzungen? Ich habe sie doch gesehen!«

»Leo und ich«, sagte Betty. »Wir ... wir mussten dafür sorgen, dass du meine Partei ergreifen und Tómas hassen würdest, damit...«

»Damit ich nicht gleich zur Polizei ging, nachdem du ihn umgebracht hattest? Damit ich so lange an dem Versteckspiel teilnahm, bis du ...«

»... bis ich dir den ganzen Kram in die Schuhe schieben konnte«, führte sie den Satz zu Ende.

»Hat Leo dich so zugerichtet?«

»Geh jetzt nach Hause, Sara.«

In der oberen Etage fiel eine Tür zu, und man hörte Schritte auf der Treppe. Wir blickten beide in die Richtung und sahen Leo herunterkommen. Er war barfuß und trug schwarze Hosen und ein blaues Hemd. Er schien gerade aufgewacht zu sein. Seine Blicke gingen zwischen Betty und mir hin und her und blieben schließlich an Betty hängen.

»Ist etwas nicht in Ordnung?«

»Sie geht gerade«, sagte Betty.

»Ich habe ihnen gesagt, dass Leo und ich vorhatten, zusammen zu dem Ferienhaus zu fahren«, sagte ich.

»Ja, Schätzchen, weiß ich doch. Leo hat aber keine Ahnung, wovon du redest, und das fand die Polizei enorm interessant. Dass du sogar versucht hast, Leo in dein Lügengespinnst hineinzuziehen. Er hat der Polizei auch von deinem Techtelmechtel und den Spannungen zwischen dir und Tómas

erzählt.«

Leo ging zu Bettý hinüber, küsste sie auf die Wange und nahm sie in den Arm, wie um mir zu zeigen, wie sehr sie sich liebten. Um mir zu zeigen, dass ich nie auch nur die geringste Rolle in Bettýs Leben gespielt habe.

»Falls sie es als Unfall registriert hätten, was dann?«

»Gar nichts«, sagte Leo. »Überhaupt nichts. Außer dass du dann nicht in diesen Schlamassel hineingeraten wärst.«

»Ich bin allen Ernstes davon ausgegangen, dass sie nichts herausfinden würden«, sagte Bettý. »Aber wer kennt sich schon in Gerichtsmedizin aus?«

»Es war also alles Lüge?«, sagte ich. »Tómas hat dich nie betrogen. Er hat nie Hand an dich gelegt. Und ihr hättet ganz gut Kinder bekommen können. Du hast dich ihrer bloß entledigt.«

»Leo war der Meinung, dass Kinder die Sache verkomplizieren könnten.«

»Ich kann es nicht glauben. Wie kann man nur so sein ...«

»Ich an deiner Stelle würde zusehen, dass ich nach Hause käme«, sagte Bettý.

»Man weiß ja nie, was die Polizei finden könnte«, sagte Leo.

»Was meinst du damit?«

»Unter der schmutzigen Wäsche oder in der Rumpelkammer hinter dem Kasten mit dem Weihnachtsschmuck.«

»Was willst du damit sagen? Bist du in meiner Wohnung gewesen?«

»Mach, dass du nach Hause kommst«, sagte Bettý. »Bevor sie es finden.«

»Was finden?«

Ich trat dicht an sie heran und starrte Bettý unverwandt in die Augen. Sie wich meinem Blick aus, aber ich griff ihr unter das

Kinn und zwang sie, mir in die Augen zu sehen.

»Was hast du mir angetan, Bettý?«

»Geh nach Hause, Sara«, sagte sie.

»Bettý?«

Bettý riss sich los. »Und wir?«, sagte ich. »Wir?«

»Wir. Wir beide! Was ist mit uns? Hast du das wirklich alles geplant gehabt, bevor wir uns begegneten?

War es nie etwas anderes? War da gar nichts zwischen uns beiden?« »Sara ...«

»Hast du mich die ganze Zeit nur ausgenutzt? Auch als wir ... wenn wir zusammen waren ... wenn wir ... ?« Sie zuckte die Achseln.

»Ich weiß, dass ich kein guter Mensch bin. Das gebe ich zu. Ich bin nicht die Frau, die du in mir sehen willst. Ich bin nicht wie du und sehne mich die ganze Zeit danach, geliebt zu werden. Das gibt mir nichts. Rein gar nichts.«

Sie schaute mich an und machte einen Schmollmund.

»Die arme Sara, die immer nur wollte, dass jemand sie liebte. Jemand wie der Papi.«

Ich machte einen Versuch, sie anzuspucken, aber mein Mund war zu trocken.

»Geh jetzt lieber, bevor Leo die Geduld verliert«, sagte Bettý. »Er ist schon die ganze Zeit eifersüchtig auf dich gewesen. Er konnte den Gedanken daran nicht ertragen, dass wir beide Sex miteinander hatten.«

Ich schaute Leo an.

»Was hast du bei mir zu Hause gemacht?«

»Das wirst du schon merken«, sagte er und schob mich weg. »Lass ja Bettý in Ruhe!«

»Was für einen Grund hätte ich dafür haben sollen, Tómas umzubringen?«

»Du hast mir von der Vergewaltigung erzählt«, sagte Betty. Sie trat ganz dicht an mich heran und streichelte mir die Wange. »Da war diese entsetzliche Vergewaltigung, und du wolltest noch nicht einmal Anzeige erstatten, obwohl ich es dir geraten habe. Und ich habe gehört, wie du gesagt hast, du würdest ihn umbringen.«

»Und was dann, warst du die liebende Ehefrau, die versucht hat, uns auszusöhnen?«

»Tómas hatte viele Fehler, Sara, das habe ich auch ganz offen der Polizei gegenüber zugegeben.«

»Aber ich habe gar nichts gemacht, das weißt du.«

»Versuch es zu begreifen, Sara, ein für alle Mal. Du brauchtest gar nichts zu tun. Du brauchtest einfach nur da zu sein.«

Ich schob ihre Hand von mir.

»Betty!«

»Ich weiß«, sagte sie. »Manchmal vermisse ich dich auch. Vermisse deine kleine Zunge.«

Sie beugte sich zu mir, bis ihr Mund mein Ohr berührte und flüsterte mit ihrer heiseren Stimme: »Niemand leckt so gut wie du.«

*

Ich fuhr in wilder Panik nach Haus, rannte in meine Wohnung und direkt in die Waschküche, wo ich in der schmutzigen Wäsche herumwühlte, aber nichts fand. Ich öffnete die Tür zum Abstellraum. Dann ging die Türklingel. Ich schaute aus dem Fenster. Drei Streifenwagen standen mit blinkendem Blaulicht, aber ohne Sirenen vor dem Haus. Ich hörte, wie an die Wohnungstür gehämmert wurde. Mein Name wurde gerufen.

»Wir wissen, dass du da drinnen bist«, rief einer von ihnen.

Ich fand den Kasten mit der Weihnachtsdekoration und riss ihn auf.

Die Türklingel schrillte unentwegt, und jetzt wurde gegen die Tür gehämmert. Ich ließ den Weihnachtskram fallen und stand schluchzend im Abstellraum. Ich suchte auf dem Fußboden und an den Wänden. Der Sicherungskasten befand sich in einem eisernen Schrank an der Wand, und ich bemerkte, dass er ein wenig offen stand.

Ich hörte, wie die Wohnungstür eingeschlagen wurde.

Sie waren in meiner Wohnung. Ich hörte, wie sie sich näherten.

Ich öffnete den Sicherungskasten, und da sah ich ihn sofort.

Den kleinen Vorschlaghammer, mit dem Tómas umgebracht worden war.

... später

Ich wurde wegen Mordes an Tómas Ottósson Zöega verurteilt. Inzwischen habe ich zwei Jahre abgesessen, und bei guter Führung stehen mir noch sieben bevor.

Ich habe also mehr als genug Zeit, um über alles nachzudenken.

Mir hat man nie Glauben geschenkt. Der Vorschlaghammer war übersät mit meinen Fingerabdrücken. Ich hatte ihn in meiner Verzweiflung und Wut in die Hand genommen und gegen den Polizisten geschwungen, der schon in meiner Abstellkammer stand. Das machte meine Position bei der Gerichtsverhandlung nicht besser. Alles, was Bettý und Leo sagten, wurde von Anfang an für glaubwürdig gehalten. Sie hatten die Trümpfe in der Hand. Die beiden wussten von Anfang an genau, was sie taten. Ich war ihr Opfer, und ich hatte nicht die geringste Chance, ihnen zu entkommen. Genauso wenig wie Tómas.

Mein Rechtsanwalt hat sein Bestes getan. Eine Frage, die er vorlegte, bezog sich auf die Mordwaffe: Warum hätte ich sie aus dem Norden mit nach Reykjavik nehmen sollen, um sie in meiner Rumpelkammer aufzubewahren? War es nicht wahrscheinlicher, dass jemand sie dort versteckt hatte, um den Verdacht gegen mich zu erhärten? Die Sache mit der Mordwaffe spielte eine wichtige Rolle bei der Gerichtsverhandlung, aber man hörte nicht auf unsere Argumente. Der Staatsanwalt rief die Psychiaterin hinzu, die es für wahrscheinlich hielt, dass ich die Waffe aufbewahrt hatte, weil ich mich im Grunde danach sehnte, dass die Wahrheit ans Licht käme. Ich hätte es früher oder später gestanden, weil die Schuldgefühle mich überwältigt hätten. Nach Meinung der Polizei hatte ich wahrscheinlich vorgehabt, das Beweisstück zu vernichten, war aber nicht mehr dazu gekommen. Weil ich nicht gewagt hatte, die Waffe in der Nähe des Tatorts zu verstecken,

hatte ich sie mit nach Reykjavik genommen. Als man in meine Wohnung eingedrungen war, sei ich im Begriff gewesen, sie zu entsorgen.

Die Gerichtsverhandlung weckte, wie nicht anders zu erwarten, enormes Interesse. Angehörige von Tómas Ottósson Zöega saßen im Gerichtssaal und starrten mich unverwandt an. Bettý ließ sich nur zu ihren Zeugenvernehmungen blicken. Sie trat ganz in Schwarz auf. Ich sah sie stumm und starr an, während sie ihre Lügen vorbrachte, aber sie schaute niemals in meine Richtung.

Die Vergewaltigung war ein weiterer Punkt, an dem sich der Staatsanwalt festbiss. Ich hatte im Laufe der Verhöre, ganz zum Schluss, zugegeben, dass Tómas mich vergewaltigt hatte. Dóra hatte es aus mir herausgelockt. Ich war am Ende meiner Kräfte. Ich wollte um jeden Preis aus der Untersuchungshaft heraus, ich wollte ihnen die ganze Wahrheit sagen, ob sie mir nun glaubten oder nicht. Also erzählte ich ihnen davon, wie Tómas über mich herfiel. Der Staatsanwalt tat das Seine, um die Vergewaltigung zu einem Hauptmotiv für den Mord zu machen. Seinem Plädoyer zufolge hatte ich die Tat angeblich kaltblütig und vorsätzlich geplant, extrem gut vorbereitet und ausgeführt und enorm raffiniert verschleiert. Das Gericht kam zu dem Schluss, dass mein Vorsatz zur Tat hinlänglich erwiesen sei. Ich legte Berufung ein. Das Ergebnis war das gleiche.

Ich bekam lebenslänglich. Sechzehn Jahre, von denen ich bei guter Führung nur neun absitzen muss.

Ich weiß, dass Bettý und Leo hier sein sollten, nicht ich. Die Ungerechtigkeit übersteigt jegliches Maß, ich wurde für ein Verbrechen eingesperrt, das sie begingen. Ich bin mir allerdings im Klaren darüber, dass ich nicht ganz unschuldig bin. Ich weiß, dass ich bereit war, dieses Verbrechen zusammen mit

Betty zu begehnen. Ich hatte ihr Rückendeckung gegeben. Ich war mitschuldig, das will ich nicht leugnen. Aber in erster Linie habe ich mir nur eines zuschulden kommen lassen, ich ließ mich von ihr verführen.

Betty kam davon, aber vielleicht gibt es ja eine höhere Macht, die für Gerechtigkeit sorgt. Wer weiß?

Bei der Testamentseröffnung stellte sich später heraus, dass Betty leer ausging. Tómas hatte sie wenige Tage vor seinem Tod aus dem Testament gestrichen, und sie bekam keine müde Krone, so hatte es Tómas ausdrücklich verfügt. Diese Tatsache kam Betty allerdings bei der Gerichtsverhandlung sehr zustatten, denn meine Verteidigung basierte darauf, dass Betty Tómas wegen seines Geldes umgebracht hatte, weil sie wusste, dass sie ein Vermögen von ihm erben würde. Dieses Argument wurde mit dem neuen Testament zunichte gemacht, denn Betty erklärte, davon gewusst zu haben. In ihrer Beziehung zu Tómas habe es seit geraumer Zeit gekriselt. Sie hatten vorgehabt, sich zu trennen.

Sie war eine unerhört überzeugende Witwe, obwohl ich sehen konnte, dass sie ihre Wut nur schwer zu unterdrücken vermochte. In diesen grauenvollen Zeiten tat es mir unbeschreiblich gut, sie dort im Gerichtssaal zu sehen und zu wissen, dass sie aus der ganzen Geschichte genauso arm herauskommen würde, wie sie gewesen war, bevor sie Tómas kennen lernte.

Es stimmte, was sie sagte. Ihre Beziehung hatte in einer Krise gesteckt, und sie wusste, dass Tómas vorhatte, sich von ihr zu trennen, und ihr nichts überlassen würde. Sie wusste, dass die Zeit drängte. Als sie aber das geeignete Opfer gefunden hatte, war sie bestens vorbereitet. Alles, was sie sich vorgenommen hatte, hat geklappt, nur das eine nicht, das allerdings das

Wichtigste für sie war: Als der Plan zur Durchführung gelangte, war es zu spät.

Ich habe über sie dann nur noch erfahren, dass sie wieder in Breiðholt gelandet war, zusammen mit Leo.

Vielleicht ist das eine Art von Gerechtigkeit.

Gerade eben war Besuchszeit. Ein neuer Aufseher, den ich nicht kenne, hat mich in das Besucherzimmer geführt. Ich wusste, wer da auf mich wartete. Mama kommt manchmal zu Besuch, sonst besucht mich niemand. Sie hat sich verändert. Obwohl es seltsam klingt, unser Verhältnis hat sich gebessert, seitdem ich im Gefängnis bin. Es ist jedenfalls besser als je zuvor. Meine lesbische Veranlagung erwähnt sie nicht. Sie fragt danach, wie es mir geht, und jedes Mal, wenn sie zu Besuch kommt, bringt sie mir eine Kleinigkeit mit. Sie sagt, dass sie mir glaubt. Und zwar in allem, was ich sage. Sie sagt, dass ich mein ganzes Leben lang ehrlich und nie dazu fähig war, das zu tun, wessen ich beschuldigt worden war. Sie sagt, dass sie mich besser kennt. In Mamas Leben sind die Dinge einfach. Sie sind entweder schwarz oder weiß. Ich bin mir noch gar nicht klar darüber, wie wichtig sie für mich ist. Wie gut es für mich ist zu wissen, dass sie auch in schlimmen Zeiten an meiner Seite steht. Eines Tages werde ich ihr das sagen.

Ich habe vor, mich gut zu führen. Ich weiß, es ist eine lange Zeit. Sie schleppt sich mit diesen scheinbar endlosen Tagen dahin, an denen nichts geschieht. Tage werden zu Wochen, Wochen zu Monaten, und irgendwann in weiter Ferne wird ein weiteres Jahr verstrichen sein.

*

Ich denke viel an sie, und meist sind die Gedanken sehr schmerzlich. Aber nicht immer. Ich denke an das, was zwischen uns war. Die Zeit, die wir miteinander hatten, bevor alles zerstört

wurde. Als ich mich wohl bei ihr fühlte. Sie sorgte dafür, dass ich mich so wohl fühlte wie nie zuvor in meinem Leben. Das hat sie mir - trotz allem - gegeben.

Ich liege in meiner Zelle. Es wird Abend. Das Licht wurde gelöscht, und das ganze Gefängnis ist seltsam still. Die Stille habe ich zu schätzen gelernt. Stille und Dunkelheit sind jetzt meine Freunde.

Wie immer, wenn ich in meiner Einsamkeit daliege und über das nachdenke, was geschehen ist, wandern meine Gedanken unwillkürlich zu Betty. Ich kauere mich unter dem Oberbett zusammen. Manchmal überwältigen mich die Erinnerungen so, dass mir die Tränen kommen.

Wie ich sie vermisse!

Wie ich ihre weichen Küsse auf meinem Körper vermisse.

O Betty ...

Table of Contents

[Vorspann](#)

[Titel](#)

[Impressum](#)

[Zitat](#)

[1](#)

[2](#)

[3](#)

[4](#)

[5](#)

[6](#)

[7](#)

[8](#)

[9](#)

[10](#)

[11](#)

[12](#)

[13](#)

[14](#)

[15](#)

[16](#)

[17](#)

[18](#)

[19](#)

[20](#)

[21](#)

[22](#)

[23](#)

[24](#)

[25](#)

[26](#)

[27](#)

[28](#)

[29](#)

[30](#)

[... später](#)